Ländliche Skizzen aus Franken.

Von

H. Nordheim.

Weimar 1854.

Verlag von T. F. A. Kühn.

Ist's wahr, was dieses Buch enthält?
'S ist Alles wahr in dieser Welt!
„Ist Alles schon 'mal dagewesen!"
Den Faden, der das Buch umschlingt,
Und den Gedanken, der's durchdringt,
Hab' aus dem Leben ich gelesen.

Ist's wahr, was [illegible] Mund verkündet?
Es ist Alles wahr in dieser Welt,
„In [illegible] [illegible] und [illegible]“
Den Garten, der [illegible] [illegible] [illegible],
Und den Gedanken, [illegible] [illegible],
Das' aus dem [illegible] [illegible]

Inhalt.

Inhalt

Der Großvaterstuhl.

„Lischen, versprich mir's, daß Du meinen alten Stuhl nie hergeben willst, und wenn Dein Vater auch Alles durchbringt; der Stuhl gehört Dein, ich hab' ihn Dir geschenkt." So sprach der alte Mattes zu seiner Enkeltochter, die auf einem hölzernen Schemel neben ihm saß und den Faden vom Rocken herunter immer schneller durch die Finger gleiten ließ. — Der Faden lief aber nicht allein so rasch; ein Tropfen nach dem andern rollte aus den großen Augen des guten Kindes und gar mancher netzte den Faden mit.

Das Lischen, was so da saß, war von klein auf zart gebaut und bleich von Farbe, und vertrug die harte Arbeit nicht. Die Leute im Dorf nannten sie drum „das Jümferle", und drum hieß sie auch „Lischen", nicht Lisebeth, oder Lise, wie die Andern, die Einen Namen mit ihr hatten. Aber das sollten bei Leibe keine Utznamen *) sein; sie wußten's ja Alle, das arme Ding konnte nichts dazu, daß sie nicht derber war. Sie war doch schön, und vor den schönen Leuten hat man immer Respekt, und sie war gut; die Guten hat man aber gern. Wenn sie in ihrem fadenscheinigen Rock und Wämmschen von grauem Bedermann **) und der schwarzen Bändermütze durch's Dorf ging, sah ihr

*) Spott.

**) Baumwollnes Zeug.

Jedes gern nach. Obgleich Alles geflickt, war drum kein Schmutzfleckchen dran, — und ihre Augen waren so schön, wie die vom Erzengel in der Kirche, und ihr „Häutle" schimmerte ordentlich unter dem schwarzen Haar; da rief dann Alles: „Schön Dank *), Lischen, was machst? ist's Herle **) wohl auf?"

Das Lischen saß noch eine ganze Weile schweigsam da, wie der Alte still war. Endlich hob er den Kopf und suchte mit den Augen die des Enkelkinds; da merkte er erst, warum sie nicht gered't hatte: sie weinte ja, und Sprechen und Weinen geht nicht so gut zusammen, wie Spinnen und Weinen.

Der Alte zerdrückte mit zitternden Fingern etwas in seinem Auge, und suchte in der Tasche umher. Das Finden wurde ihm schwer, denn er war sichtlich schwach, und wer ihn so sitzen sah, hätte denken sollen, er gehöre schon dem Grabe an. Lischen kam schnell herbei und brachte bald eine große Dose aus der Rocktasche hervor; sie war von Birnbaum-Maser, und der Urgroßvater selig hatte sie gedrechselt. Lischen hatte gleich gewußt, was das Herle suchte; ein Prischen ist gut für die Augen, und daran litt der alte Mattes oft.

Als er die Dose aus Lischens Hand nahm, faßte er diese mit, — sie war noch feucht, wohl von dem vielen Netzen — und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Versprich mir's, Lischen."

*) Guten Tag.

**) Großvater.

Da konnte sich das gute Kind nicht länger halten, sie fiel in die Knie vor dem Alten und sagte, indem sie ihr Gesicht, das von Thränen überlief, in die Hände versteckte: „Ach, Herle, sprich nicht so!“

Ein heftiger Schritt vor der Thüre schreckte Beide auf, und Lischen setzte sich schnell an das Spinnrad.

Köpp, Lischens Vater, trat in die kleine Stube. Er war ein wüster Mensch, eigentlich ein Taugenichts; was wollen wir ihn weiter beschreiben! es kann sich ungefähr ein Jedes denken, wie so Einer aussieht, der den ganzen Tag im Wirthshaus und die halbe Nacht in der Gosse zubringt; so Einer war aber Lischens Vater.

Diese hatte wieder den Platz am Spinnr[illegible]men, der Alte drehte die Dose in den magern Fingern herum und Alles war still. Köpp sah Beide mit gläsernen Augen, aus denen Spott und Branntwein leuchtete, an, und brummte vor sich hin: „Ist wohl stille Munke?“ — Nach einer Weile trat er vor den Alten und sagte: „Gieb mir zwölf Kreuzer.“ — „Ich hab' nicht einen,“ sprach der Alte. Da hob Köpp einen alten hölzernen Stuhl in die Höhe und ließ ihn mit solcher Gewalt dicht vor Mattes auf den Tisch fallen, daß Stuhl und Tisch zusammen brachen.

Es war aber noch Etwas zusammengebrochen, das war das morsche Gebäude, in dem bis jetzt die Seele des armen Alten noch mit schwachen Fäden gehangen hatte. Als der Schlag so dicht vor ihm geschah, entfloh die arme Seele; sie konnte solche harte Schläge nicht mehr vertragen. Lischen war hoch auf und hin zum Großvater

gesprungen. Obgleich sie erst achtzehn Jahre alt war, so verstand sie doch gleich die stumme Sprache der brechenden Augen, die sich auf sie gerichtet hatten, und mit einem gellen Schrei fiel sie ohnmächtig neben dem Alten hin.

Es war sechs Uhr Abends; ein düsteres Lämpchen brannte auf dem Fenstersims und erleuchtete kaum das kleine, ärmliche Bauernstübchen. Draußen blies ein feuchter Novemberwind, und von fern her schallte das Gebell eines Hundes durch die Nacht. Es war unheimlich; selbst Köpp schien das zu fühlen; er stierte einen Augenblick wie verblüfft sein Werk an und stürzte dann mit einem Fluch zur Thüre hinaus.

Er konnte kaum die Straße erreicht haben, so erschien in der Thür eine andere Gestalt, und wenn unsere Aufmerksamkeit nicht auf das gerichtet gewesen wäre, was sich im Stübchen selbst zugetragen, so würden wir dieselbe schon eine Weile zuvor durch das niedre Fenster erblickt, wir würden ein Paar glühende Augen erkannt haben, die jeder Bewegung der Personen im Stübchen gefolgt waren. Das war Görg. Man nannte ihn im Dorf nur den Wilden, weil er sich von Keinem was gefallen ließ; jetzt aber, als er in die Stube mehr herein stürzte als trat, jetzt sah er nicht wild, er sah eher recht weich und gutmüthig, aber angstvoll aus. Er bückte sich über Lischen und den todten Großvater, hob Lischens Kopf sanft in die Höhe und lehnte ihn an den Schemel an, auf dem die Füße des alten Mattes standen; dann fügte er die Hände des Alten sanft in einander, wie zum Gebet, schloß mit leiser Hand die offnen Augen des Geschiedenen und

entfernte die Lampe vom Fenster, um es zu öffnen. Das ist so Brauch, ein Fenster zu öffnen, wenn Eins gestorben ist. Die Seele, so sagt man, bedürfe dieser Hülfe, um sich ungehindert von der Hülle zu trennen und den engen Mauern zu entschweben.

Als Görg das Alles recht still verrichtet hatte, holte er aus einem Kleiderschrank, welcher das Hauptstück in der Stube ausmachte, einen alten, mit Wolle gefütterten Kattunmantel, schlug ihn um das ohnmächtige Lischen und hob sie, wie man mit einem Kinde thut, mit kräftigen Armen vom Boden auf. Sie fest an sich schließend, schritt er mit ihr zur Thüre hinaus, vergaß aber nicht, sie zu schließen; auch den Schlüssel des Hauses drehte er zweimal um, ehe er es verließ; nun schritt er mit raschen Schritten durch die Nacht dahin. Einmal schien es, als fiel es ihm jetzt erst ein, daß es Lischen sei, die er im Arme hielt; da überlief es ihn, trotz der kalten Nachtluft, glühend heiß, er drückte sie noch fester an sich und zog ihr liebes, bleiches Gesicht dicht an das seinige heran; sein warmer Athem, so meinte er, müsse den ihrigen erwecken. Und so schien es wirklich, denn sie begann sich zu regen; die Augen öffneten sich ängstlich, und mit zitternder Stimme sagte sie: „Ach Gott, ist es denn wahr!"

Görg errieth gleich, daß mit dem Bewußtsein auch der entsetzliche Augenblick wieder auftauche, der sie ihrer Sinne beraubt hatte, und mit leiser, tiefer Stimme sprach er: „Sei ruhig, Lischen, ich bin bei Dir." Diese wenigen Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, denn sie legte ihr mattes Köpfchen sogleich mit ruhiger Zuversicht wieder

auf Görgs Schulter nieder, und in der nächsten Minute trug er sie in tiefem Schlaf in die Hütte seiner Mutter hinein.

Görgs Mutter war eine wackere, arme Hökerin. Zweimal wöchentlich trug sie Eier und Butter zur Stadt, und mit dem spärlichen Gewinn davon hatte sie es dahin gebracht, ein eigenes Häuschen zu haben und ihren Sohn ein Handwerk lernen zu lassen. Görg war Schreiner, und in dem Stübchen, in das er mit Lischen trat, stand seine Hobelbank; an der Wand umher hing sein Werkzeug; der Tisch, ein Paar Stühle und ein Kleiderschrank waren schön polirt, und vor Allem stand das Spinnrad der Frau Annelise als Zierde in dem Zimmer. Vor demselben saß die stattliche Gestalt von Görgs Mutter.

Niemand konnte verkennen, daß sie es war. Dieselben Züge und derselbe Ausdruck von Herzensgüte, sammt festem, unbeugsamen Willen und sich bewußter Redlichkeit, die sich nicht schmähen ließ, standen auf dem Gesicht der Frau Annelise. Sie war groß und stark von Gestalt wie Görg, aber sie hatte was im Thun, was weich machte; sie war eine Frau, die Alle ehrten und von der Jeder sagte: „Der hätt' es besser gehen sollen, sie hat keinem Menschen was zu Leid gethan.“ Aber sie hörte nicht da drauf; sie war sich hart und meinte: „Wenn unser Herrgott es so will, daß Keiner dir hilft, so verlaß dich auf ihn und hilf dir selbst.“ Das that sie auch, und so war sie zum „Häusle“ und der Görg zu seinem Handwerk gekommen; kein Mensch hatte ihr dazu geholfen. Ihr Mann, der Hannes, war im Steinbruch verunglückt,

wo der Görg ein Jahr alt war. Damals schrie und weinte das ganze Dorf, daß es ein Herzbrechen war, und Frau Annelise weinte drei Tage lang, daß sie kein Wort reden konnte, und saß bei ihrem zerschlagenen Hannes, bis sie ihn fort trugen; aber man hörte keinen Laut von ihr und sie litt kein lautes Wort um ihn her, denn „seine Ruhe mußt' er haben.“ Wie die Leute wieder allem Andern nachgingen, und das hat nicht gar lang gewährt, und keines mehr viel an den Hannes dachte, da sah auch keins mehr, daß die Frau Annelise weinte oder barmte. Nur so manchmal im Gespräch, wenn von einer Wittfrau die Rede war, fuhr es ihr heraus: „Der Wittfrau Garten thut Keiner warten,“ oder: „Der Wittfrau Jammer muß sehn die Kammer.“ Sie ging nicht aus, nur manchmal zum alten Mattes und seiner Bärbel, Lischens Mutter; das war eine Kreuzträgern, der redete sie Trost ein, und wenn die Bärbel sie nicht gehabt hätte, wär' sie schon lange gestorben; so hatte sie der liebe Gott erst vor sechs Monaten erlöſ't. Man hätte denken sollen, das bleiche, schwache Lischen, was so nah an's Wasser gebaut hatte, wär' der Frau Annelise wie eine rechte Quere vorgekommen, — das war aber nicht: — das Lischen war ihr Herzblatt, — sie wußt's ja auch: das arm' Ding hatt's von der Mutter geerbt, und ist in Sorg' und Angst geboren und gewachsen; und wenn beim Lischen die Augen tropften, ging's der Annelise wie dem Mattes — sie hätt' sich gern allemal nach einem Prischen umgeguckt.

Wie der Görg erzählt hatte, wie's ihm gegangen war, trug er Lischen in die Kammer; Frau Annelise leuchtete

ihm voran und hielt den Vorhang von ihrem Bett zurück, damit Görg sie hinein legte. Lischen schlief ruhig weiter und wurde, wie die Frau sie warm zugedeckt hatte, dem Schlaf überlassen; Frau Annelise setzte sich aber wieder hinter ihr Spinnrad, und Görg holte aus dem Schrank seinen neuen blauen Sonntagsrock, den er sich erst angeschafft, und der mit dem Macherlohn zwölf Gulden gekostet hatte, fuhr hinein, und ging zum Schulzen. Dort zeigte er den Tod des alten Mattes an und begleitete den Schulzen in's Sterbehaus.

Die Leiche fand ihr Lager auf einer Schütte Stroh, und dann erklärte der Schulze (der Amtsdiener und der Tagwächter waren auch herein getreten), daß er das Häuschen und Alles, was drin wäre, mit Beschlag belegen müsse, weil es überschuldet sei. Görg erhielt mit knapper Noth Lischens Kleider, die er gleich aus dem Schrank holte; es war ein kleines Bündel. Als er aber auch den alten Großvaterstuhl für Lischen forderte, von dem sie eben die Leiche fortgetragen hatten, wollte der Schulze durchaus nichts davon wissen. Görg ließ nicht nach und verlangte wieder und immer wieder Lischens Eigenthum; seine Augen funkelten immer heller dabei. Wie er aber sah, daß Alles nichts half, zog er seinen blauen Rock aus und hielt ihn dem Schulzen zum Tausch hin. Der Rock war dreimal mehr werth, als der alte Großvaterstuhl, und der Schulze nahm ihn gern, denn der Köpp war ihm auch schuldig. — Der Görg machte aber ein Gesicht, wie wenn er im Lotto eine Terne gewonnen hätte, packte die Kleider zusammen und hob den Stuhl auf. Da sah er in der Ecke die

große Dose; „die,“ dachte er, „geht drein,“ steckte sie mäuschenstill in die Westentasche, und nun ging's, heiti, hast du nicht gesehen, zum Haus hinaus, und heimwärts.

Da schlief Lischen immer noch; es war über alle dem zehn Uhr geworden, und auch Frau Annelise, in Sehnsucht nach ihrem Bett, hinter dem Spinnrad eingenickt. Leise pochte der Sohn ihr auf die Schulter und mahnte zur Ruh'; da wies sie mit halb kläglichem, halb schelmischem Gesicht nach der Kammerthür. Aber da war ja bald geholfen, sie stieg halt eine Stiege höher und legte sich in Görgs Bett. Görg aber rückte sich sachte den theuer bezahlten Großvaterstuhl, der mit Leder von unbestimmter Farbe überzogen und mit ein Paar stattlichen Lehnen und Ohren versehen war, zum Ofen, kroch in seinen Werktagsrock und setzte sich, zu gesundem Schlaf entschlossen, in den Stuhl. Sein guter Wille ließ ihn nicht im Stich, und er schlief, die Dose von Birnbaum-Maser in der Hand, im Umdrehen ein. Dem Görg träumte nicht leicht was, auch heute nicht.

Um drei Uhr, so weit mocht's wohl sein, denn der Hahn krähte noch einmal, regte sich etwas in der Kammer. Lischen hatte ausgeschlafen; sie merkte, daß sie nicht in ihrem Bette lag; aber es wurde ihr bald weiß, wo sie sei, und sie stand auf. Es fiel ein matter Lichtstreif durch die Thür, dem ging sie nach. Dort hatte Görg vorsichtshalber den Docht der Öllampe tief hineingezogen und sie brennen lassen. Lischen stand vor Görg, und die hellen Tropfen liefen ihr die Backen herab: er saß ja im alten Großvaterstuhl, auf dem ihr Herle gestorben war;

er hatte auch die Dose in den Händen, die sie dem Herle vorher erst gereicht hatte, und der Görg war da, der allein bei der Hand gewesen, wie's Unglück hereinbrach, und er schlief auf dem Stuhl, weil er sein Bett für sie hergegeben hatte. Die Thränen rollten und rollten, bis Lischen so in's Schluchzen kam, daß sie, wie die Leute sagen, „der Bock stieß.“ Sie setzte sich auf einen Stuhl; das Gesicht in die Hände gedrückt und die Ellbogen auf die Knie gestemmt, sah's aus, als wollte sie ihr Lebtag so sitzen bleiben. — Der Görg war aber immer da, wenn's Zeit war, und es war wieder Zeit; denn es war kalt in der Stube geworden, und Lischen fröstelte es über den ganzen Leib: da war der Görg.

Der wilde Görg, vor dem sich im Dorf Alle fürchteten (nur die Kinder konnten Alles mit ihm anfangen), weil er bei jedem scheelen Blick und unschönen Wort drein sah, wie der Herr Amtmann, wenn sie einen Holzfrevler einbringen, war bei Lischen noch sanfter, als der Herr Pastor, wenn der Superintendent zur Schulinspection kam, und er auf dem Schloß zu Mittag gespeis't, oder er ein Gläschen über den Durst „versucht“ hatte.

Zuerst, als Görg erwachte, lief er in die Kammer und holte wieder den alten Mantel bei, und wie ihn Lischen auf den Achseln fühlte, wußte sie auch, wer noch da war. Die Thränen hörten auf, und ein Paar trübe, verweinte Augen sahen in Görgs ehrliches Gesicht. Sie wollte aufstehen, aber der Görg litt's nicht, er setzte sich lieber zu ihr und schlug den Mantel und seine Arme fest um sie her, und sah sie eine lange Weile immer nur an;

keins red'te ein Wort, bis es ihm endlich wie trotzig herausfuhr: „Und sie mögen Alle sagen, was sie wollen, gelt Lischen, Du nimmst doch keinen Andern wie mich?" Es ging ordentlich wie ein leises Lächeln über Lischens Gesicht, und mit einer Zuversicht, die es aussprach, wie fest sie an einander hingen, legte sie ihre Hände auf Görgs Achseln und sagte, nein, sie nickte es bloß, aber Görg verstand's, sie sagte: „Wir bleiben beisamm', Görg!"

Der Mantel war unnütz gewesen, der Frost war fort, der ihr die Glieder geschüttelt hatte, — ihre Backen brannten wie Kohlen, denn der Görg war wie toll vor Freude, und er drückte sie an sich, daß sie gedacht hätte, wenn's ein Anderer war, er brächt' sie um; er küßte ihren Mund und ihre Augen, und konnte sich nicht satt an ihr sehen.

Da schlug's wahrlich sechs Uhr, und es schimmerte was zum Fenster herein, an der Lampe vorbei, das sah aus wie der Tag.

Es war der Tag und noch dazu Sonntag. Görg sah sich Lischen noch einmal an, und dann ging er in die Küche, brannte Feuer an und setzte Wasser zu, denn heut' sollte Kaffee getrunken werden: es war Sonntag. Die Mutter hatte gestern frische Runkeln gebrannt und auch ein Viertel Kaffee aus der Stadt mitgebracht; das reichte allemal für dreizehn Sonntage, gerade für ein Vierteljahr; aber heut', du lieber Gott! was wird Frau Annelise sagen? heut' wird Kaffee für drei Sonntage verthan, denn dem Görg war's, als könnte er heut' den Kaffee auf ein Halbjahr im Voraus vertilgen. — Und

da kam sie schon die Stiege herab; die Frau hatte eine gute Nase; bis hinauf in ihre Bodenkammer hatte sie es gemerkt, daß der Kaffee anders roch, als der Alletags-Sonntagskaffee. Aber Frau Annelise hatte nicht nur eine gute Nase, sie hatte auch ein warmes, mütterliches Herz, drum lächelte sie nur so ein Bischen verschmitzt um die Mundwinkel und zwinkerte mit den Augen, als wollte sie sagen: „Jugend hat nicht Tugend!“ und ging an der Küche vorbei in die Stube.

Görg hatte nichts Verborgenes vor der Mutter, und es dauerte nicht lange, so redeten sie zu Drei von dem, was die Zwei in der Nacht ausgemacht hatten, und der Mutter war Alles recht — sie drückte Lischen die Hand und ging in die Küche, den Kaffee 'reinzuholen. Sie blieb was länger draußen, als nöthig war, und es mußte in der Küche geraucht haben, denn ihre Augen waren roth, wie sie wieder 'rein kam. Sie traten an den Tisch, der Görg neben Lischen, und falteten die Hände, ehe sie sich setzten:

„Herr Jesus Christ, sei unser Gast
Und segne, was Du bescheeret hast.“

Der Görg war in Zucht und Gottesfurcht erzogen, aber als die Mutter ihren Spruch beendet hatte, flog es ihm doch wie ein Lächeln über's Gesicht, denn er dachte, heute habe er, der Görg, auch was mit beigetragen an dem, was bescheeret war, nämlich Kaffee für drei Sonntage. Die Mutter schenkte ein; sie nahm ein winzigs Bröckle Zucker in den Mund und leerte ihren Kaffee in's Unterschälchen. Der Görg nahm aber ein ordentliches

Stück und warf's dem Lischen in's Tassenköpfchen, daß sie ganz schämig 'nein sah; — so hatte es die Meistersfrau in der Stadt, wo er gelernt hatte, auch gemacht. Die Mutter sah's, sie ging aber wieder an der Küche vorbei, und es zwinkerte wieder was Lacheriges in ihren Augen, was aussah wie: Jugend hat nicht Tugend.

„Ach, du lieber Gott! da schlägt's acht Uhr auf der Kirchuhr, und es schlägt zum zweiten Male zusammen! — Mach' fort, Görg, zieh' Deinen blauen Rock an, mach' Dich fertig!" rief die Mutter. Da fuhr es wie ein Blitz auf Görg nieder; er sollte seinen blauen Rock anziehen, und sein blauer Rock — —

Sein blauer Rock kam gerade auf dem Arm des Herrn Küsters zur Thür herein. Görg staunte; die Mutter, Lischen, Alle wußten nicht, wie das zuging. Aber der alte Küster klärte Alles auf. Er war der einzige Freund, den der selige Mattes noch hatte, und da war er heut in aller Früh zum Schulzen gegangen, um Rücksprache wegen dem Begräbniß zu halten; da hörte er den Hergang mit dem blauen Rock; er that Bürgschaft, und so ging's zu, daß wieder einmal das Sprichwort eintraf: „Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt."

Lischen ging heut nicht in die Kirche. Wo das Herle noch nicht eingesargt war, wollt' sich's nicht schicken, aber Görg und die Frau Annelise versäumten sie nicht. Unter der Kirche dachte sie dran, was sich in der kurzen Zeit alles mit ihr verändert hatte, und es wurde ihr bänglich um's Herz, denn sie wußte, daß sie einen schweren Kampf zu bestehen haben würde. Sie hatte den Görg gern und

wollte keinen Andern, und wenn es ihr das Leben kostete; aber ihr Vater hatte sie dem Gutsverwalter zugesagt, der hatte ein Auge auf sie geworfen. Der Vater hatte schon zu mehren Malen Geld von ihm geborgt, und der Verwalter wußte ein Stückchen von ihm, und hatte es geschworen, wenn er ihm sein Geld oder das Lischen nicht gebe, ließe er ihn in's Zuchthaus setzen. Aber Lischen wollte ihn doch nicht; — es war ihr nur bang.

Die Kirche war aus; die Mutter und Görg kamen heim, mit ihnen der Küster. Lischen dachte wohl, daß er den blauen Rock wieder mitnehmen würde, aber sie ging ihm freundlich entgegen und gab ihm die Hand und sagte: „Gelt, es ging hurtig mit meinem Herle?“ — und ein ganzer Kübel voll Wasser schoß ihr aus den Augen. Der Küster weinte auch, Annelise weinte, und Görg ging an's Fenster und trommelte was an die Scheiben, das klang bald auch wie Weinen; aber, Gott bewahre! der Görg hätt' nicht geflennt, um Alles in der Welt nicht; ist ja eine Schand' für einen Burschen, der so ein Paar Muskel in den Armen und ein Paar Backen wie Braunbier hat, zu flennen. Gott behüt's, der Görg weinte nicht; er trommelte am Fenster und sah 'naus; aber er muß nicht viel gesehen haben, denn er hatte nicht einmal gemerkt, daß der Schulze und der Verwalter am Fenster vorbeigegangen und in's Haus getreten waren.

Gleich drauf pocht's und sie kamen in die Stube. Der Verwalter hatte sein bestes Zeug aufgelegt; es war ein stämmiger, breitschultriger Mensch, hatte kohlschwarze Haare. Die Leute sagten, er schmiere was 'nein, das

röche wie Kienruß, und trug einen neumodischen Bart, der stand wie ein Wald um's ganze Kinn her. Er wäre nicht garstig gewesen, wenn er nicht so klipperkleine Augen gehabt hätte, die staken ganz drin unter ein Paar dicken Brauen; deßwegen nannten ihn die Tagelöhner, wenn sie unter sich waren, „Herr von Schweinsäugle"; wenn er's aber hören konnte, hieß es „Herr Verwalter" hin und „Herr Verwalter" her. Jetzt trat er mit dem Schulzen, der ein kleines, schmächtiges Männchen, sonst gewaltig hoch, gegen den Herrn Verwalter aber sehr herablassend war, in Frau Annelisens Stübchen.

Görg sah sich weiter nicht viel um, aber er hörte auf zu trommeln; der Verwalter guckte mit seinen himmelgroßen Augen geschwind einmal dorthin, und da glänzte was drin, was wie Stahl aussah, dann sah er weg, und der Schulze wendete sich an Frau Annelise und sagte: „Wir wollen 's Lischen holen; ich hab' dem Herrn Verwalter versprochen, daß sie bei mir bleibt, bis die Adventzeit vorbei ist, da wird sie Frau Verwaltern."

Lischen war wie ein weißes Tuch geworden; Frau Annelise wurde nicht weiß, im Gegentheil, es fuhr wie was Röthliches über ihr Gesicht, und sie sah 's Lischen an; am Fenster wurde getrommelt, sonst schwieg Alles. Da stieg es dem Herrn Verwalter wie ein Donnerwetter in's Gesicht; er wurde so farbig, wie eine Pomeranze, von den süßen eine, die rothes Fleisch haben; seine Äugle funkelten wie Kohlen, sein Bart zitterte, und er stotterte mehr als er redete: „Ja, der Herr Schulze nimmt sie zu sich," und sich mit schwer zu erzwingender Freundlichkeit

zu Lischen wendend, machte er Anstalt, ihre Hand zu nehmen: „Nicht wahr, Jungfer Lischen?“

Am Fenster war's ganz still geworden, denn der Görg stand neben Lischen, und sie hatte auf einmal Courage für Zehn. „Ich weiß nichts davon, Herr Verwalter,“ hieß es, „wenn mein Vater Ja gesagt hat, ich hab's nicht; es ist viel Ehr' für mich, aber ich paff' nicht zur Frau Verwaltern.“

Nun trat der Schulze vor und sagte: „Dein Vater hat sein Wort gegeben, und wenn Du ihn nicht in's Zuchthaus bringen willst, denn der Herr Verwalter hat ihn in der Hand, so sei kein Narr und greif' zu; so wird Dir's nicht zweimal geboten, Frau Verwaltern wird man nicht alle Tage.“

„Ja,“ hub der als Glück gepriesene Herr Verwalter wieder an, „und was sind da weiter für viele Umstände nöthig; sie geht eben mit, und gleich.“

Diesmal hatte er ihre Hand mit der seinigen rasch gefaßt und zog sie der Thüre zu. Aber im nächsten Augenblick hatten ein Paar andere, nicht minder kräftige Hände die beiden ergriffen, und mit einem Ruck flog die des Verwalters gegen die Thüre, daß es krachte, und Görg stand da, wie der Tiger, der zum Sprung bereit ist. Seine Augen sprühten, die Lippen zitterten, und mit vor Wuth gedämpfter Stimme rief er, nach der Thüre weisend: „Da hinaus, Herr Verwalter, da hat der Zimmermann das Loch gelassen; ist Ihm das nicht recht, so kann Er zum Fenster hinaus fliegen.“ Aber noch einmal versuchte Jener es, sich Lischen zu nähern, und der „wilde Görg“

war fertig. Mit Armen, die wie eiserne Klammern schlossen, packte er den Verwalter um den Leib und hob ihn wie einen Ball in die Höhe, riß die Thüre mit einer Gewalt auf, daß die Klinke beim Zurückfahren ein Loch in die Lehmmauer schlug, und nun ging's hinaus, fort auf die Gasse, das Dorf hinab. Der Verwalter schrie Zeter Mordio, denn Görg hatte seine beiden Arme mit in die Klammer der seinigen gezwängt, daß der Gefesselte sich nicht regen und kaum Athem holen konnte.

Vor dem Gemeindehaus standen die Männer und Burschen des Dorfes; es war so Brauch; Sonntags nach der Frühkirche hielten sie sich da eine Stunde unter der Halle auf, derweil die Weiber heim gingen und das Kraut und den Riebeskuchen zum Mittag richteten.

Heut war das Wetter hell, und fast alle Männer standen unter der Halle, wie der Görg mit dem Verwalter daher kam und gerade auf den großen Ziehbrunnen zu rannte; aber Keiner hatte den Muth, dem Wüthenden entgegen zu treten, Alle schrieen nur wie aus einem Munde: „Der wilde Görg!"

Noch war Görg nur zehn Schritte vom Brunnen entfernt, da stürzte der Schäfers-Michel wie ein Pfeil herzu; er riß den Haken vom Brunnendeckel herunter, daß der Deckel krachend nieder fuhr — 's war die höchste Zeit gewesen, denn im andern Augenblick lag der Verwalter — oben drauf. Keiner wußte, wie ihm geschah, Alle standen wie versteinert, und man hätte eine Linse können fallen hören. Da erhob sich der Verwalter auf seinem harten Thron; er war schneeweiß im ganzen

Gesicht und stierte den Görg an, der wie ein Lebloser da stand. Das Alles kam dem „dummen Valtin", denn Einen „Dummen" giebt's in jedem Dorfe, so närrisch vor, daß er ganz heimlich des Wirths Martin am Rock zupfte und sagte: „Guck nur, Merte, was das Schweinsäugle für närr'sche Augen macht!"

Im nächsten Augenblick tönte ein schallendes Gelächter durch die ganze Versammlung — das war eine Wohlthat nach der Angst! — und die Zwei am Brunnen standen da, als hätte ihnen 'was geträumt. — Aber da kam auch schon der Schulze das Dorf herunter, der Tagwächter und die Amtsdiener mit, und der Görg wurde in's Gefängniß abgeführt. Die Männer und Burschen aber gingen Jeder still ihrer Wege, und es lachte Keiner mehr; an dem Tag soll auch Keinem sein Kraut und sein Riebeskuchen geschmeckt haben, außer dem Schäfers-Michel; der aß für zehn; er hatte aber auch das Recht, denn er hatte allein für vierzig den Kopf gehabt.

Derweil war der Küster, wie er den Heidenspektakel hörte, zu Lischen und Frau Annelise gegangen und hatte ihnen Trost eingesprochen; da wurde er zum Herrn Amtmann beschieden.

Wir gehen ihm sachte nach, denn wir denken, daß was Besonderes passirt sein muß, daß der friedfertige alte Mann vor das Gericht gerufen wird. So war's auch. Der alte Mattes hatte ein Testament hinterlassen, und weil der Köpp schon lange nicht mehr zurechnungsfähig war, hatte er über die Enkeltochter verfügt. Der Küster sollte ihr Vormund sein und allein über sie befehlen.

Was er, der Mattes, noch an Sachen hatte, auch das Häuschen, sollte verkauft werden, damit dem Köpp seine Schulden gezahlt würden, dem Lischen aber gehörte der alte Lehnstuhl, und auch die Dose von seinem Vater selig. Den Stuhl solle sie aber nie veräußern, der müsse auf Kind und Kindeskind forterben.

Der Küster wurde gleich als Vormund verpflichtet und wollte gerade seinen alten, steifen Rücken zu einem tiefen Bückling vor dem gestrengen Herrn Amtmann beugen, da kam der Schulze mit dem gefangenen Görg an. Darüber vergaß der Küster seinen Diener; er ging dicht an den Görg heran und sagte ihm in's Ohr 'nein, daß Keiner es hörte: „Görg, sei nur still und raisonnire nicht, dann kriegst Du das Lischen; ich bin sein Vormund."

Da war es, als ob der Himmel nur noch in Görgs Gesicht schiene und drum herum Alles dunkel würde; das strahlte aber auf, und der Küster ging zur Thür hinaus.

Im Verhör sprangen sie garstig mit dem Görg um, und wie nun gar der Herr Verwalter mit höhnischem Gesicht erschien und aussagte, der gnädige Herr auf dem Schloß verlange strenge Untersuchung oder fünfzig Gulden Strafe und Schmerzensgeld für die Unbill, die seinem Diener angethan worden, da meinte Jeder, er müsse noch einen Stein mehr auf den armen Görg werfen.

Aber der Görg, ja, der stand da, als wär' er der Sieger und Richter über Alle; der dünkte sich mehr als zehn Amtmänner, und er wußte auch warum; aber, daß er ein Narr wäre und's verriethe. Er gab Allen Recht,

er bat um Verzeihung, er lächelte vor sich hin, und zuletzt ließ er sich in's Gefängniß führen.

Der Küster aber ging in's Haus zur Frau Annelise und erzählte, was sich eben begeben. Dann ging er an die Stubenthür und schloß sie sorgfältig zu, holte sein Federmesser aus der Tasche, daß die Zwei gar nicht wußten, was sie von ihm denken sollten, dann kniete er vor den Großvaterstuhl hin, that einen Schnitt in die Ledernaht der Rücklehne, und wieder einen, und noch einen, und zog aus derselben ein dünnes, graues Ledertäschchen hervor. Mit dem trat er vor Lischen hin und sagte: „Da drin stecken fünfhundert Gulden, die gehören Dein, Lischen; die hat die selige Base im Städtle Dir vermacht; wie sie aber gehört hat, daß Deine Mutter heimgegangen ist und wie's mit Euch stände, hat sie sie mir gegeben und gesagt, Dein Herle und ich sollten sie für Dich aufheben — hernach ist sie gestorben und hat ihr Bischen der Schwägern vermacht, und alle Leut' haben gesagt, das wär' schlecht, daß sie Dir Nichts vermacht hätt'; aber siehst Du, da sind sie; es weiß es kein Mensch außer mir, und das Herle hat alles das Seine Deinem Vater vermacht, daß er aus den Schulden kömmt."

Da schrieen alle Zwei hoch auf vor Freude, denn nun war ihnen ja geholfen nach allen Seiten hin.

Der Küster aber ließ sich Nadel und Faden geben, und flickte mit Frau Annelise den Stuhl wieder zu; denn es durfte es kein Mensch wissen, was da drin gesteckt hatte; sonst wär' der Herr Amtmann, und der Herr Schulze, und der Herr So und So gekommen, und hätten gesagt:

„Das Lischen ist nicht mündig, das Geld muß bei der Obervormundschaft deponirt, und es müssen so und so viel Buch Papier drüber verschrieben, und so und so viel Abzüge gemacht werden!“ — und dann hätt' das Lischen erst gar Nichts gehabt; denn der Görg wär' im Gefängniß geblieben und der Köpp hätte den Verwalter immer noch nicht bezahlen können. Drum machten die Drei im Stübchen es anders. Der Küster sollte hundert Gulden zum Verwalter und fünfzig Gulden in's Amt tragen und sagen, dafür wollte der Görg das Lischen nehmen, und auch hundert Gulden Einstandsgeld zahlen, daß der Köpp in's Spital aufgenommen würde; dort hatte er's besser, als wenn er bei ihnen blieb, und für sie war's auch besser. Dann wollten sie zwanzig Gulden nehmen und dem Herle eine schöne Leich' ausrichten — und dann, und dann —!

Das Lischen war so glücklich, daß sie wieder zu weinen anfing. Der Küster aber ging auf's Amt, und in einer Stunde war der Görg wieder da. — Das war ein Erzählen ohne Ende, und der Görg war wie ein Lamm. Das Lischen hatte aber noch ein wenig Furcht vor ihm, denn sie hatte ihn noch nie so wüthig gesehen. Wie der Görg das merkte, hing er den Kopf und sagte: „Gelt, Lischen, wenn ich wieder einmal so bin, so gehst Du mir aus dem Weg, denn da kenn' ich kein'n Menschen!“ Aber das Lischen guckte ihn mit seinen Erzengelsaugen recht ernsthaft an und sagte: „Nein, Görg, geh' Du lieber Deinem Tollkopf aus dem Weg.“

Wie der alte Mattes begraben wurde, ging der Görg hinter dem Sarg her; und wie 's Trauerhalbjahr um war,

ging er neben dem Lischen zur Kirche. Seit der Zeit hat ihn kein Mensch mehr den wilden Görg geheißen, und das Lischen sieht so prächtig und lustig aus, und denkt nicht mehr an's Weinen, und hat ein Paar tüchtige Buben, und sie hält sie in der Zucht, daß es eine Freude ist. Aber sie hält noch Einen in der Zucht, — das ist der Görg, drum heißt er auch nimmer der wilde Görg; jetzt nennen sie ihn den Brunnenmeister. Das läßt er sich aber gern gefallen, denn es geht ihm in Allem gut; was er angreift, gedeiht, und die Leute sagen: „Der Brunnenmeister muß einen Schatz gefunden haben." Und das ist auch wahr; mehr wie einen. Erst den im Großvaterstuhl, hernach seine Frau, hernach seine Mutter, hernach den Schäfers-Michel, — denn ohne den hätt' Alles nichts geholfen, und drum war er auch der Gevatter beim ersten Buben geworden; und den ersten und größten Schatz hat der Görg, weil er ein gottesfürchtig Herz hat, das er Gott alle Tag reumüthig und mit Dank darbringt.

Die Kathrin'.

Durch die lange Gasse, welche das Dorf Bodenau von einem Ende bis zum andern durchschneidet, schritt an einem Augustabend eine stattliche Gestalt. Es war der Freiherr von Hagen, der Besitzer des Rittergutes, welches ungefähr den vierten Theil der ganzen Flur ausmachte. Ein grauer Jägerrock mit grünem Kragen und ein Käppchen mit einer gold'nen Eichel darauf verriethen den Jäger; ein kleines Endchen rothes Band, welches sich unter dem zugeknöpften Rock hervorstahl, und ein mächtiger grauer Schnurrbart, der gut zum Haupthaar paßte, würden den alten, gedienten Soldaten verrathen haben, wenn nicht die kerzengerade militärische Haltung dieß bereits kund gethan hätte. An der Thüre eines der hübschesten Bauernhäuser, welches sich mit nur wenigen durch viereckige Scheiben der Fenster hervorthat, hielt er an und stieg auf steinernen Stufen zur Hausthür hinan. Ohne viel zu rufen oder den mächtigen Thürklopfer zu berühren, öffnete er und trat in den Haus-Ern, drauf in die Stube.

Auf der Bank, die an der Wand befestigt hinlief, die Arme auf einen mächtigen Tisch gestützt, das Gesicht in den Händen ruhend, saß, ohne aufzusehn, der Besitzer des Hauses. Der Freiherr trat dicht vor den Tisch, sah sich den Mann ein Weilchen an, dann legte er ihm seine

Rechte mit einem „guten Abend, Berndt!" treuherzig auf die Achsel. Der Angeredete fuhr rasch in die Höh' und riß sein Lederkäppchen vom Kopf, daß sich der kahle Scheitel eines Fünfzigers darbot, und sagte: „Guten Abend, gnädiger Herr! Euer Gnaden wollen doch nicht auch sehn, wie man aussieht, wenn Einem die Schande im Haus sitzt?"

„Nein, Berndt, das will ich nicht; ich will nur sehn, ob ich Euch im Unglück rathen oder helfen kann. Wir sind in Einem Jahr an Gottes Tisch getreten, und es sind nicht mehr Viel' da, die mitgegangen sind, drum komm' ich."

Berndt, der erst einen mehr scheuen und mißtrauischen Ausdruck hatte, liefen bei den Worten die hellen Tropfen über die Backen, und die dargebotene Hand fest ergreifend, sagte er: „Ja, gnädiger Herr, ich bin ein geschlagener Mann!" und nachdem sich Beide gesetzt: „ich hatt' immer gedacht, eine Bess're, wie meine Kathrin', gäb's im ganzen Dorf nicht, — und nun die Schande: sie haben ihr Öne gestreut! und sich mit so einem Lumpen einzulassen! ich überleb's nicht!"

Hagen. Nun, Berndt, ein Ende muß aber doch werden; warum gebt Ihr sie nicht dem Michel? fleißig ist er und brav auch, freilich arm. In drei Wochen, wenn das Aufgebot gethan, laßt sie still trau'n, und kein Mensch denkt mehr dran.

Berndt. Aber ich denk' dran, so lang' ich lebe, daß ich meine Kathrin', die die Reichsten gewollt haben, dem Lump geben mußte, und das ist der Nagel zu meinem Sarg.

Hagen. Ich hab's Euch immer gesagt, daß Ihr mit Euern Kindern zu hoch hinaus wollt. Wie der brave Müller von der Schrotmühle die Kathrin' wollte, hat man denken sollen, er thu' Euch einen Schimpf an; jetzt hat ihm der Schulze seine Lisbeth gegeben, und es geht prächtig in der Mühle. Wer zu hoch steigt, fällt tief. Euer Kasper, dem Ihr doch einmal das Gut allein geben wollt, soll die Annemarie auch nicht nehmen — und der wird doch einmal mehr wie genug haben. Euer Eugen mit seinem Schulmeisterskrattel, der meint, er hätt' alle Weisheit allein im Kopf, weiß vor Hochmuth nicht wo hinaus, und Ihr bestärkt ihn noch darin. Von dem werdet Ihr nicht viel Freud' erleben und hängt all' Eure Heller an ihn. Wenn Ihr der Kathrin' halb so viel geben hätt't, so könnt' sie sich mit dem Michel einrichten.

Berndt. Gnädiger Herr, Sie thun wahrlich, als ob der Hochmuthsteufel mich mit Haut und Haar im Sack hätt', aber von der Bärbel sagen Sie nix; die nimmt aber doch Ihren Gärtner, und der hat auch nicht viel, aber er hat doch ein Paar Äckerle.

Hagen. Das macht, Berndt, weil Ihr Euch auf die Bärbel nicht so viel eingebild't habt, wie auf die Kathrin' — die Bärbel ist nicht so schön, und der Vater nicht so vernarrt in sie gewesen — nehmt Euch aber nur in Acht, mit der Lisbeth wird's grad so, die ist der Kathrin' wie aus dem Gesicht geschnitten, nur daß sie die Nase noch höher trägt. Hab' ich nicht Recht, Berndt? — Ich will Euch nicht weh thun, aber warnen will ich Euch. Laßt jetzt ab von Euerm Sparren, gebt die Kathrin' dem Michel.

Berndt. Sie haben gut reden, gnädiger Herr, Sie wissen nicht wie's thut, wenn man sein Kind lieb hat, und soll's nicht versorgen wie's gewöhnt ist. Gelt, wenn Sie Ihr Fräulein Mathildchen nur Einem geben sollten, der kein Freiherr ist, Sie thäten's auch nicht. So geht's mir auch mit dem Michel. Ich hab' dreißig Morgen in der Flur, die sind mein Freiherr.

Hagen. Macht's wie Ihr wollt, Berndt — aber Ihr seid noch immer hochmüthig. Gelt, wenn der Müller noch zu haben wär', jetzt gäbt Ihr ihm die Kathrin'? So kann's mit dem Michel auch noch gehn. Ich wollt' Euch noch sagen, daß der Michel, wenn Ihr ihm die Kathrin' gebt, im Schloß Taglohn haben soll, so viel er will — ich thu's Euch zu Lieb' — und meine Frau läßt Euch sagen, wenn die Kathrin' mit helfen will, wenn sie Bügeltag hat, soll sie auf's Nachtessen alle Mal noch sechs Kreuzer kriegen; es ist nicht viel, aber es kommt oft vor, und Krümchen machen Brod.

Die ruhige, einfache Art, in der das gesagt war, ließen die erste Aufwallung gekränkten Stolzes, die sich in raschem Rothwerden kund gab, nicht zum Ausbruch kommen. Berndt reichte mit einem tiefen Seufzer dem Herrn die Hand und sagte: „Sie meinen's gut, mir ist's recht, aber der Michel muß Nachbar hier werden, so dem puren, blanken Taglöhner geb' ich die Kathrin' doch nicht; besser der erste Verdruß, wie der letzte.“

Hagen. Das kann er auch; gebt ihnen ein Paar Acker ab, Ihr habt noch genug, so wird der Michel gleich Nachbar.

Berndt. Das kann ich nicht — das gäb' kleine Fetze, wenn ich Jedem wollt' ein Theil geben, — und aus dem Kasper würd' halt ein Bäuerle.

Mit diesem Vorschlag hatte von Hagen sichtlich die schwache Seite des reichen Mannes schmerzlich verletzt, und es wurde ihm schwer, dieß nicht zu zeigen. Auch v. Hagen wendete sich verstimmt der Thüre zu; plötzlich aber wandte er sich noch einmal und sagte mit weicher Stimme: „Wenn die Kathrin' getraut wird, geh' ich mit meiner Frau in die Kirche.“ Diese Worte brachen vollends das Eis, und mühsam die Thränen hinunter schluckend, sagte Berndt, die Rechte des Freiherrn in seine beiden Hände fassend: „Ich danke, gnädiger Herr; wenn die gnädige Frau in die Kirche geht, so ist der Segen auch schon drin.“

Hagen schritt bewegt zur Thüre hinaus. Vor dem Hause begegnete ihm die Frau des Schulzen mit einem mächtigen Zwiebelplatz. „Guten Abend, gnädiger Herr; wollen Sie ein Stück? er schmeckt so gut wie er riecht.“ Lachend erwiderte v. Hagen: „Ich hätt' schon Lust, es warten aber schon genug drauf; wenn ich anfange, hör' ich so bald nicht wieder auf.“ Da faßte die Frau mit der freien mehligen Hand den Arm v. Hagen's, und er mußte mit, gut oder bös.

Im Haus des Schulzen saß er und drei Buben von zehn bis fünfzehn Jahren auf der Bank hinter dem Tisch und erwarteten den Platz, als dieser und der Mitesser ankamen. Mit einem freudigen „Schön Dank, gnädiger Herr! so ist's recht, daß Sie unser Einen 'mal besuchen,“

streckten sich ihm vier braune Hände entgegen, die alle der Reihe nach gedrückt wurden. „Ja, ja, ich soll Euch den Platz weg essen, 's ist nicht meine Schuld, Eure Gret hat mich mitgenommen," und dabei zeigte er auf vier Mehlfinger, die sich auf dem grauen Tuchärmel abgedrückt hatten, und ein schallendes Gelächter begleitete diese Bewegung. Nun aber mußte der Gast sich zu ihnen setzen, die Bäuerin war hinausgegangen und mit einem schneeweißen Fürtuch wieder herein gewischt, und nun wurde aus dem Eckschrank eine Schnapsflasche nebst Gläschen, aus dem Schiebkasten des Tisches ein Messer gelangt; dann ging es an's Vertheilen und Essen.

Als der Platz sich seinem Ende immer mehr näherte, schnitt die Bäuerin ein Stückchen ab und legt's auf's Fenstersims „für's Mariele", und eben kam es zur Thüre herein. Das Nesthäckle lief gleich auf die Mutter zu, und sein Köpfchen verschämt in ihr Fürtuch wickelnd, sagt's: „Platz, Mutter!" Da kam auch schon das Stück vom Fenstersims herunter und verschwand gleich seinen Geschwistern. Das Mariele erhob aber seine Stimme und sagte: „Mutter, mehr!" Es gab aber Nichts mehr. „Hast g'nug, Mariele," sprach der Vater — „schweig still." Das war aber nicht seine Absicht, und es fing an zu flennen. Der Schulze war keiner von den Sanften. „Schweigst, oder Du kriegst eine Tachtel!" hieß es mit rauhem Ton; die Schulzen bekam aber Sorge, es könnt' Ernst werden, und sagte: „Wart', Mariele, ich geb' Dir eps," und fuhr in die Rocktasche, wo sie zwischen mancherlei Brodkrümeln, Knöpf' und Zwirnsfädeln schnell noch ein

winzig's Bröckle Zucker fand und dem Mariele gab. Das schluckt's mit sammst seinen Thränen hinunter und lachte die Mutter an. — Der Schulze wandt' sich aber zu von Hagen und sagte, nach seiner Frau weisend: „Wenn mer nur immer g'nug Zucker hätt', da könnt' mer viel Mäuler stopfen; gelt, Alte?" — Die Schulzen, obgleich sie das Mariele mit Zucker schweigte, war doch gescheiter wie der Mann, und sagte gleich: „Ja, Alter, Du hast allemal Recht." — Nun fing Hagen an von der Frucht zu sprechen und daß Alles gut gerathen wär', nur das Stroh wär' spengel, dafür fiel's mehr in's Maas. Der Schulze hatt' Sorge, daß die Kartoffelkrankheit wieder käme, und so fort. Die Schulzen ging ab und zu und sprach nicht viel 'nein, aber was sie sagt', hatt' Hand und Fuß. — Endlich rückte sie aber doch mit was 'raus und sagte: „Nun, wie wird's denn aber mit Berndt's Kathrin'? — Gelt, gnädiger Herr, ich sprech', die Bodenauer müssen den Michel zum Nachbar machen? Er ist fleißig und brav; die Kathrin' ist ein tüchtig Weiberleut, und ist doch da geboren!"

Der Schulze zwinkerte seiner Frau von Anfang zu, sie merkt' aber nix, und nun fuhr er auf: „Ei was, schweig still, Frau, davon versteht Ihr Weiber nix — schwatz net da drein."

Die Schulzen sagt' kein Wörtle mehr, und dachte: „Angebracht hab' ich's aber doch," und ging zur Thür 'naus. — Angebracht hatte sie's freilich, und dem gnädigen Herrn war's Wasser auf die Mühl', daß er nicht hat anfangen müssen, denn er wußt's lang, daß man sich

beim Bauern in Acht nehmen muß mit dem Anfangen, weil er da allemal denkt: Was wohl da dahintersteckt? — Das hat aber die Schulzen auch gewußt, und die Berndt's Kathrin' auch, und drum, wie der gnädige Herr beim Berndt war — und die Kathrin hat die Schulzen vorbeigehn sehn mit dem Platz, ist sie geschwind 'runter und hat sie himmelhoch gebeten, sie soll machen, daß der gnädige Herr mit dem Schulzen spricht, und drum hat die Gret ein bisle kleine Schritt gemacht und hat's richtig so getroffen, daß sie vor Berndt's Thür war, wie der gnädige Herr 'raus kam. Und wie die Mehlfinger auch geholfen haben, das wissen wir schon; aber nicht, daß die Gret, wie sie weg ging und dacht': „ich hab's doch angebracht," in die Küche ging und Holz klein spälzte, und dabei aussah, als könnt' sie nicht drei zählen.

Drin in der Stube ging's derweilig lebhaft her, die Gret kümmert' sich aber da nix mehr drum, und hackte ein ganzes Raff voll Holz klein. Der gnädige Herr und der Schulze wollten aber nicht zusammen kommen. Der Schulze kam immer wieder drauf 'naus: „Wir haben so genug Lumpen im Dorf." v. Hagen ließ aber nicht nach, „weil der Michel ein braver, fleißiger Mensch sei." Der Schulze versprach sein Möglichstes, wenigstens nichts dergegen zu thun, wenn die Gemeinde zusammen käme, und v. Hagen versprach, den Michel, wenn der alte Werner unfähig würde, zum Sackbauer zu nehmen, daß er sich ein Paar Äckerle kaufen könnt'. Das fand aber keinen Beifall beim Schulzen, denn die reichen Bauern kaufen lieber selbst die Äckerle noch zu ihrem. Als v. Hagen weg ging, stand

die Schulzen in der Hausflur und fragte, ob denn die welschen Nüß' gut gerathen wären, die die gnädige Frau eingemacht hätt'. Der gnädige Herr lachte und sagte: „Besser als Eure da drin; der Schulze ist gewaltig zäh; red't Ihr nur zu! Gut Nacht, Frau."

Von da ging er noch am Pfarrhaus vorbei und klopfte an's Fenster. „Wenn der Herr Pfarrer noch ein Partiechen Solo spielen will, soll mir's recht angenehm sein; ein Glas Grog giebt's auch", und ein vergnügtes „Werd' sogleich aufwarten" befriedigte sichtlich den späten Besucher. An der Schule wiederholte sich dieselbe Einladung und dieselbe Erwidrung; dann schritt v. Hagen dem „Schloß" zu, welches am Ende des Dorfes lag.

Mittlerweile war es ziemlich dämmerig und still geworden — die Arbeit ruhte. — Als v. Hagen sich Berndt's Haus näherte, zogen sich zwei Gestalten, die im Schatten des Hauses standen, noch tiefer nach dem Hof zurück, und ließen ihn schweigend vorüber gehn, ehe sie weiter sprachen. Es war Kathrin' und Michel; sie flüsterten leise von Befürchtungen und Hoffnungen, welche die nächste Zukunft bringen sollte; Michel hatte mehr Muth als Kathrin'. Da erscholl von dem Schloßgarten herüber Gesang:

Jetzt geh'n i an's Brünnele,
Trink aber nit &c.

Die Burschen und Mädchen ergingen sich dort in der Kühle nach der Hitze und Arbeit des Tags. Die Zwei schwiegen und horchten hinüber, als müßten sie jedes Wort hören, und sie konnten das Lied doch auswendig; wie oft hatten sie's mitgesungen! und wie die Stelle kam, wo's heißt:

Und diese drei Röselein sind rosenroth,
Jetzt weiß i nit, lebt mei Schatz
Oder ist er todt —

da hielt sich die Kathrin' nicht länger, sie fing bitterlich an zu weinen, und der Michel konnt' kein Wort sagen. Es fiel ihm auf, wie elend die Kathrin' aussäh; sie sagten sich still Gut Nacht, und Jedes ging heim; die Kathrin' gleich in ihre Kammer und weinte die ganze Nacht durch.

Am Freitag drauf war die Gemeinde beisamm; der Schulze hielt Wort und that sein Möglichstes, daß sie den Michel zum Nachbar machen sollten, aber er bracht's nicht durch: der Berndt sollte ihm ein Paar Acker geben, hieß es; Berndt's Kasper war selbst dabei und sagt', ihm wär's recht, er hätt' immer noch genug. Er sagt' nicht warum, aber er hatt' es dem Vater schon gesagt: Wenn er die Annemarie nicht kriegte, nähm' er keine Andre, und mit der Annemarie könnt' man aus dem Heller Kreuzer machen. — Es ging Einer um den Andern zum alten Berndt und red'te ihm zu: Ein Kind wär' doch so gut wie's andre, und er könnt' ja wieder ein Paar andre Stückchen kaufen, er sei ja noch stark und gesund. Aber das half Alles nichts; der Alte setzte seinen Kopf auf; da drauf war er versessen, daß kein fingerbreit weniger an den Kasper kommen dürft', als er selbst gekriegt hatte.

Es waren vier Wochen drüber hingegangen, die Winter= und Sommerfrucht war herein, und die Arbeit ruhte, denn es war Sonntag. Die Nachmittagskirche war aus, und es kamen viele Leute heraus; zuletzt fast, kurz vor dem Pfarrer, erschien ein Brautzug; der Gärtner

Valtin aus dem Schloß und Berndt's Bärbel waren getraut worden. Die Braut war freilich nicht so schön wie die Kathrin', wie sie aber aus der Kirche trat und die Sonne auf das funkelnde Krönchen von Flittergold und Folie schien, welches sie oben auf dem Nest trug, und die Kränzelsjungfern mit grünen Kränzen neben hergingen, und der Bräutigam der Bärbel die Hand nahm und die eine Kränzelsjungfer bei Seite schob, da war die Bärbel auch schön, denn sie sah so recht von Herzen vergnügt und glücklich aus. Der Zug ging bis vor Berndt's Haus; aber es war keine große Hochzeit — wir werden's gleich hören warum — und die Brautleut' und Kränzelsjungfern, und der alte Berndt gingen allein in's Haus hinein. Sie stiegen Alle die Treppe hinauf — da lag die Kathrin' krank.

Wie die Bärbel zu ihr 'rein trat, und die Kathrin' sah, wie glücklich sie war, und wie schön das Krönchen funkelte, wurde sie noch bleicher wie zuvor, und sie war doch schon sehr blaß; denn es hätt' sie Keins wieder erkannt, der sie gesehen hatte vor dem Gemeindetag, und jetzt! ihre Augen waren noch einmal so groß, und sie war so abgemagert, daß man jedes Äderchen sehn konnte.

Sie gab der Bärbel die Hand, und auch dem Valtin, ihrem Bräutigam, und ließ sich erzählen, was der Herr Pfarrer gesagt hätt', was für ein Lied gesungen worden, und ob der Michel in der Kirche gewesen wär'. Bei der letzten Frage schüttelte die Bärbel nur den Kopf, sie konnt' nicht sprechen, denn die Thränen schnürten ihr den Hals zu. Valtin sagte aber: „Der Michel ist unten; soll er 'rauf?" Die Kathrin' nickte.

Als der Michel kam, winkte sie ihm und flüsterte ihm 'was in's Ohr. Er schüttelte mit dem Kopf, sie sagte aber: „Versprich mir's, Michel; über's Jahr!" und er nickte. — Da kam der Doctor, der die Kranke besuchte, und als er wieder von ihr ging, nahm er den Michel bei Seite und sagte: „Sie macht's nimmer lang; bleib' da, Michel, daß sie eine stille Stund' hat;" d'rauf ging er nicht mehr von ihr. Er nahm ihre Hand und hielt sie, bis es zu Ende ging; da hoben sich die Lider noch einmal, um ihn anzusehen, und sie sagte mit verlöschender Stimme:

Jetzt geh'n i an's Brünnele —

und war todt.

Ein Jahr drauf, an einem Sonntagsnachmittag, war im Dorf wieder viel Leben; vor dem Gemeindehaus standen zwei hoch aufgepackte Wagen, — das ganze Dorf war da versammelt, um Abschied zu nehmen, denn es gingen Auswanderer aus der Gemeinde fort, Alles schluchzte, das Händedrücken nahm kein Ende. Am meisten aber drängte es sich um Drei her, das war der Michel, Berndt's Eugen (der war im Examen durchgefallen und hatt' auch noch dumme Streiche gemacht) und Lisebeth. Die sah leibhaftig aus wie die Kathrin'. — Die Kathrin' hatte den Michel versprechen lassen, daß er die Lisebeth nehmen wolle, weil sie grad so wär', wie sie selbst, und die Lisebeth hat es ihr auch versprechen müssen. Sie thaten's nun auch Beide gern. Wie der alte Berndt das hörte, da wollt' er sich nicht zufrieden geben, aber seit die Kathrin' todt, war sein Starrsinn gebrochen, und die Lisbeth war doch anders

wie die Kathrin', sie hatte was vom Vater seinem Kopf geerbt, und hatte den Michel lieb, und ließ ihn sich nicht nehmen, und sagt' es rund heraus: „Weil's daheim kein Erbtheil für mich giebt, so geh' ich fort, wo meine Kinder einmal Alle miterben."

Wie sie aber zum Vater kam, um Abschied zu nehmen, da dachte sie doch, es wär' nicht möglich, daß sie ihn nicht wieder sehn sollte, und meinte, das Herz müsse ihr brechen, wie der Alte weinte. Nun war's aber vorbei; sie waren fort, und der Kasper kam allein zum Alten zurück; bei ihm saß die Schulzen. Der Kasper hing seine Kappe still an die Wand und sagte nur: „Sie lassen Dir noch Adje sagen, Vater." — Der Alte fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen und sagt' nichts; die Schulzen weinte nur so.

Da ging die Thür' auf und der Freiherr trat ein. Heut hatt' er seinen Jägerrock nicht an, denn es war Sonntag, er trug ein schwarzes Tuchkleid. Er sah nicht so freundlich aus, wie's erste Mal, wo er den Berndt besuchte; er gab auch nur der Schulzen die Hand. — Er sah den Alten eine Weile schweigend an, dann sagte er: „Ist's noch nicht genug, Berndt? Soll der Kasper vielleicht auch noch auswandern? Freilich, wenn man so einen armen Vater hat, bleibt nichts anders übrig."

Der Berndt sagte nichts; da griff v. Hagen nach der Thüre; er drehte sich aber noch einmal um und sagte: „Schulzin, ich will Euch was Neues sagen: mein Mathildchen ist eine Braut!" — Da hörte das Flennen bei der Schulzen gleich auf, und auch Berndt und Kasper sahen

freundlich drein. Man sah's ihnen an, daß sie sich freuten. „Ach, du lieber Herr Gott! mit wem denn, gnädiger Herr?" fragte die Schulzen. „Mit dem Professor Walther in Heidenheim" sagte v. Hagen. — „Was?" fuhr es dem alten Berndt heraus, „mit einem Professor?" — „Ja, Berndt, mit einem Professor," sprach v. Hagen, und sah dem reichen Bauern fest in's Auge, „mit einem Professor, weil der Professor Walther ein tüchtiger, braver Mann ist, und weil mein Mathildchen ihn lieb hat. Ich wollte erst nicht dran, hab' mich lang besonnen, denn ich bin unter meinem Stammbaum aufgewachsen. Heut Nacht aber konnt' ich nicht schlafen, und da fiel es mir schwer auf's Herz, mein Mathildchen könnt' einmal, wenn ich lang unter'm Rasen läg', von mir sagen, mein Vater hat's auch nicht besser gemacht, wie der alte Berndt; dem waren seine Felder lieber wie seine Kinder, und meinem Vater war sein Stammbaum lieber wie ich. Wie mir das einfiel, meint' ich, es gäb' keine Ruh' unter'm Rasen für mich, und wie heut früh mein Mathildchen zu mir kam, — sie packten grade drunten im Dorf die Wagen für die Auswanderer — da sagt' ich ihr's, ich wolle ruhig unter meinem Rasen schlafen. Lebt wohl, Berndt!"

Aber v. Hagen kam nicht so schnell zur Thür hinaus, denn der alte Berndt saß in seinem Stuhl und zitterte wie ein Espenlaub; die Schulzen stand daneben und weinte zum Erbarmen, und der Kasper hatte Hagens beide Hände gefaßt, so fest, daß er nicht zur Thür hinaus konnte.

Da ging die Thüre auf, und die Ammenfrau trat ein und sagte: „Die Bärbel liegt in Kindsnöthen, aber es

geht schlecht; der Abschied von der Lisbeth war halt gar hart, und wenn Ihr sie noch einmal sehn wollt, so tummelt Euch." — Berndt saß da, wie Einer, der träumt.

Die Thür ging wieder auf, und der Valtin trat ein; er braucht' nichts weiter zu sagen. Der Freiherr gab ihm die Hand und sagte: „Ist Dein Kind auch todt, Valtin?" — „Nein, Herr, das Kind lebt, es ist ein Junge." Hagen sah Kasper und dieser ihn fest an, dann trat Kasper zu seinem Schwager und sagte: „Valtin, ich theil' einmal mit meinen Geschwistern, und Dein Kind kriegt der Bärbel ihren Theil." — Da fuhr es wie ein Messer in den alten Berndt; er stand auf von dem Stuhl, wo er saß; ein heftiger Entschluß hatte sich seiner bemächtigt. Da ertönten vom Kirchthurm herab die Glocken; sie verkündeten, daß Eins aus der Gemeinde geschieden sei. Alle falteten die Hände, und aus den Augen des Vaters rollte ein Tropfen nach dem andern auf die Diele herab. Die Glocken schwiegen, und der alte Mann schritt auf v. Hagen und Kasper zu.

„Gnädiger Herr," sprach er, „so sanft wie Sie unter Ihrem Rasen, werd' ich wohl nicht schlafen, aber die Kinder, die ich noch hab', die sollen mich nicht verfluchen. 'S ist recht, Kasper, theil' Du! — Nein, ich will's thun. Aber die Lisbeth?" — Der Freiherr drückte dem Alten die Hand und sagte: „Berndt, nun freut mich's wieder, daß wir zusammen an Gottes Tisch waren."

Eine Viertelstunde drauf sah man ihn auf seinem schönen braunen Pferd wie der Sturmwind durch das Dorf jagen, und eine Stunde später fuhr ein leerer Leiterwagen denselben Weg ihm nach.

Am Dienstag früh läuteten die Glocken wieder; die Bärbel wurde hinausgetragen, zum Dorf hinaus, dem Kirchhof zu. — Alles war still im Dorf, nur die Glocken läuteten; da sprengte v. Hagen zum obern Thore herein. Hinter ihm kam mit Gerassel der Leiterwagen, mit Kisten und Kasten beladen. Darauf saßen der Michel und die Lisbeth; sie weinten noch gerade so, wie da sie fortgingen. Der Eugen war nicht dabei. Wie sie am Haus vom alten Berndt hielten, kam die Annemarie mit der Schulzen heraus.

Einmal gelogen.

Es ist ein heißer Tag. Vor dem Dorf, unter einem großen Birnbaum mitten im Kornfeld, lagern die Schnitter und halten drei Uhr. Die Frauen und Mädchen sitzen dicht am Baum, die Männer und Burschen darum her.

Jeder hat seinen Käs und sein Brod, und ein Paar Krüge mit Wasser und Bier gehen von Einem zum Andern.

Zwei Mädchen haben die Arme in einander geschlungen; sie sind ungefähr achtzehn Jahr alt, und die hübschesten. Neckereien, von den Burschen ausgehend, münzen immer auf die Beiden; sie sind sich's bewußt und zahlen mit gleicher Münze zurück.

Gret ist das einzige Kind Martin Görgs, eines wohlhabenden Bauern, und Carline die älteste Tochter seines Bruders, Martin Michels, des Büttners.

Die Mädchen sind von einem Alter, und gleichen sich auch. Sie haben von klein auf zusammen gehalten, sich gleich getragen, und sich ein wenig abgesondert. Sie waren aber drum von den Mädchen nicht gemieden; den Burschen gefiel's. Die Gret war mit dem Schreiner Thomas verlobt, und er wartete nur drauf, Meister zu werden, um Hochzeit zu machen. Es fehlten ihm nur noch dreißig Gulden dazu. Auf dem Dorf kost't's aber doch

Müh', bis die erworben sind. Wenn Einer auch nicht arm ist und hat, was er zur Nahrung braucht, das Geld ist doch rar. Der Schreiner hätt' um Alles nicht seinen Schwiegervater um die dreißig Gulden angegangen, und es wurde ihm doch recht schwer, bis er sie zusammenbracht'.

Des Büttners Carline war nicht versprochen, aber Joseph, der Wirthssohn, sah sie gern und war ihr Schatz. Wenn sein Vater auch noch nichts davon wissen wollt', so verließen sie sich doch auf einander.

Heut waren der Joseph und der Schreiner zusammen in die Stadt gefahren: der Wirth schickte Brànntwein hin: und retour nahm er in der Sägmühl' Breter für den Thomas mit.

Die Burschen unter dem Birnbaum lachten, und neckten die zwei Mädchen; sie horchten auf, als hörten sie was fahren, dann rief Einer: „Da kommt der Schreiner!" oder: „Nein, 's ist der Joseph!" und wenn die Mädchen sich umsahen, oder wenn sie thaten, als hörten sie's nicht, wurden sie ausgelacht.

Nun war's aber vier Uhr, und Alle gingen wieder an die Arbeit. Gret und Carline schnitten zusammen, und hatten am weitesten vom Baum und vom Weg ab; die andern vertheilten sich einzeln oder zum Banner *) auf den Feldern.

Die zwei Mädchen schnitten tapfer drauf los, und unterhielten sich dabei. Sie waren sicher, daß die zwei Burschen 'was für sie mitbrächten, und wenn's nur ein Weck wär'; denn es war Markt in der Stadt. — Da

---

*) Zu zwei.

hörten sie 's fahren, und drüben, ganz nah vom Birnbaum hielt's.

Von allen Feldern wurden sie gerufen: „Gret! Carline!" und richtig, dort hielt des Wirths Geschirr. Die zwei waren fast die Letzten, die sich dort einfanden, weil sie am Weitesten hatten. Auf dem Wagen hielt aber nur der Joseph, und erzählte, der Schreiner wär' noch bei der Bas' in der Ölmühle eingekehrt, um ein Paar Maas Leinöl mit zu nehmen. Er hab' nicht auf ihn warten können, weil er keine Decken für die Füchs' mitgehabt hätt'.

Die Gret ließ sich's nicht merken, aber sie war ärgerlich, und ging gleich wieder auf ihr Feld.

Die Carline hatt' nicht so eilig, und der Joseph erzählte, es wär' eine Reiterbude in der Stadt, und auf dem Markt hätt' es „Prügel gesetzt", weil ein Bauer aus Weißbach ein falsches Maas gehabt, und drum sein Korn billiger gegeben hätt'.

Wie er sprach, kam der Handelsjude Schmul aus Obereib vorbei (man sah die Thurmspitze seines Dorfes über den Hügel ragen) und stellte sich unter die Zuhörer. Er benutzte den Augenblick und kramte Allerlei aus. Mehrere nahmen was von ihm, Andere bestellten, und der Joseph kaufte ein schönes, dunkelrothes Kattun-Halstuch mit Blumen drin, und schenkt' es der Carline. Es gab viel zu lachen, weil der Schmul noch grad' so ein Halstuch hatt', was dran hing, und Keins hatt' eine Scheer'. Der Joseph holte aber sein Messer, das er in der Stadt erst hatt' schleifen lassen, und säbelte die Tücher aus einander. Dann fuhr er heim, und der Schmul machte sich auch auf den Weg,

weil er heut noch nach Miltenheim bestellt war; die Schnitter tummelten sich aber, das Versäumte beizubringen.

Die Carline wies ihr Halstuch der Gret, die war aber mürrisch. —

Es war spät geworden, und die Schnitter gingen heim; die Gret schnitt aber noch; die Carline trieb zum Feierabend, sie wußten alle zwei warum: der Joseph war heim, und der Thomas konnt' noch kommen. — Wie's endlich der Carline zu lang dauerte, sagte die Gret, sie soll nur zugehn, sie wollt' nur noch ein Paar Schuh breit schneiden. Die Carline ging, und sie war nicht lange fort, so kam der Schreiner an. Er war schrecklich erhitzt; seinen Ölkrug hatt' er am Stock über der Achsel hängen. Die Gret ging gleich auf ihn zu, er war aber ärgerlich, und sagte, er hätt' eh'r da sein wollen, aber er wär' so müd gewesen, hätt' sich im Hölzchen hingelegt und wär' eingeschlafen. Endlich sagt' er: „Ich hab' Dir auch ein'n Markt mitgebracht, Gret, daß Du sieh'st, daß ich Dich bei den Reitern nicht vergessen hab'," und zog was aus der Tasche. Es war ein schönes, dunkelrothes Kattun-Halstuch mit Blumen. Die Gret freute sich und sagte: „Grad so ist der Carline ihr's; hast Du's auf dem Markt gekauft?" — „Ja," sagte der Thomas, „auf dem Markt."

Der Schreiner war nicht gut aufgelegt, und die Zwei gingen heim; die Gret konnt's aber nicht lassen, noch zur Carline zu gehn und ihr Tuch mitzunehmen; denn die durfte doch nicht denken, daß sie was vor ihr voraus hätt'!

Die Carline sagt' gleich: „Das hat er vom Schmul gekauft — 's ist ja der Kamerad von meinem, was der

Joseph abgeschnitten hat.“ — Sie hielt ihr's dran, und es war richtig dasselbe; sie lachte die Gret aus und meint', der Thomas hab's ihr nur weiß gemacht, daß er's in der Stadt gekauft hab'. Der Martin Michel kam darzu, und die Magd auch, und sah'n das Halstuch an: die Carline hatte Recht, es war vom Schmul; und die Gret wollt's wieder nicht merken lassen, daß sie sich ärgerte, aber sie that's, und wollte den Schreiner morgen nicht angucken.

Früh vier Uhr war's wieder lebendig im Dorf, und die zwei Mädchen und Alle, die gestern geschnitten, wollten wieder hinaus; da kamen auch der Thomas und der Joseph mit ihren Sicheln an. Alsbald ging das Necken über die Halstücher los. Die Carline gab's dem Schreiner auf den Kopf schuld: das Halstuch wär' vom Schmul, und er hab' die Gret nur ge-uzt, es wär' nicht vom Markt; der Schreiner wurd' aber bös und sagt', er hab' den Schmul gar nicht gesehn.

Alle mengten sich 'nein und es wurd' halb Ernst, halb Spaß, laut. Endlich mußten die Tücher her, sie wurden wieder zusammen gepaßt, und richtig, es war vom Schmul. Der Schreiner blieb aber dabei, es wär' nicht wahr. —

Auf einmal kamen Holzbauern von Miltenheim und hielten vor dem Schulzenhaus, und es ging wie ein Lauffeuer, sie hätten einen todten Mann auf dem Wagen. Alles strömte gleich hin, und es war wahr. Auf dem Wagen lag die Leiche vom Jud Schmul. Die Leute hatten ihn im Wald todt gefunden, schon ganz kalt; er mußte die ganze Nacht so gelegen haben.

Im Sack waren noch Waaren, obgleich viele fehlten; aber alles Geld, und auch seine Uhr, war fort. Der Kopf war ihm mit einer schweren, scharfen Waffe von hinten her eingeschlagen.

Alle waren erschreckt. Plötzlich aber richteten sich die Augen Aller, die gestern mit auf dem Feld waren, wie auf ein gegebenes Wort, auf den Thomas, und wie ein lähmender Schreck fuhr es ihm durch die Glieder. Er wurd' blaß und gleich wieder roth. In dem Augenblick trat der Schulze vor, mit ihm der Grenzreiter.

Das Hin- und Hersprechen über Schmuls Erscheinen auf dem Feld, das rothe Tuch, das zweite durch Thomas geschenkte, sein Läugnen, und nun noch, daß sich auf dem Rücken des Gemordeten ein großer Ölfleck zeigte, den auf dem Feld Keiner an ihm gesehn hatte: es war kein Zweifel, der Verdacht war erwacht, Beweis auf Beweis sammelte sich, und Thomas wurde in Begleitung des Grenzreiters streng bewacht in's Gefängniß abgeführt. Ein Bote wurde in die Stadt geschickt, um die Zent zu berufen. Eine schwüle, schwere Wolke banger Ahnung lag über Allen, die eben noch zur frischen, fröhlichen Arbeit ausziehen wollten.

Zur Arbeit! — die durfte doch nicht ruh'n! und ob das Leben oder der Tod davon abhingen! an die Arbeit ging's doch — freilich an keine f r ö h l i c h e.

Still zogen sie fast Alle hinaus, nur die Gret und die Carline blieben da. Der Joseph wollt' auch nicht 'naus, denn der Schreiner war sein bester Freund; er konnt's nicht denken, daß es möglich wär', weil der Thomas

immer so gutmüthig war. Die Gret war ganz still; nur manchmal sagte sie, wie vor sich: „Er muß doch den Schmul gesehn haben!“

Im Gericht wurden Alle nach einander verhört, und es stand immer schlimmer mit dem Schreiner. In seinem Bett, was, wie alle seine Sachen, untersucht wurde, fand man dreißig Gulden, und Jedermann wußte doch, daß sie ihm noch gefehlt hatten, um Meister zu werden. Ein Bauer aus Wiedbach sagte aber aus, daß er denselben Tag eine Schuld von dreißig Gulden an den Schmul bezahlt hab', und die Münzsorten trafen zu: es blieb kein Beweis aus: nur daß der Thomas noch läugnete. Er war so verwirrt, daß er sich von einem Verhör zum andern immer widersprach, und im letzten wurde es von den Richtern ausgesprochen, daß er „schuldig“, daß er „der Mörder“ sei.

Wie das vorbei war, da ging auf einmal was mit dem Schreiner vor. Er trat vor den Richter hin und sagte: „Herr Richter, ich seh's, ich bin gericht't; unverdient ist's nicht, aber ich hab's nicht dafür verdient, sondern weil ich gelogen hab'. Jetzt weiß ich auf einmal Alles, und jetzt will ich's erzählen. Dann soll mir der liebe Gott gnädig sein.“ — Die Richter, die Zuhörer, — heut waren's viel, — staunten, und noch mehr, wie der Thomas sagte: „Mein Schwiegervater und meine Gret sollen auch zuhören.“ Sie wurden anbei geholt, und in die Mitte der Gerichtsstube tretend, begann Thomas:

„Was ich jetzt sage, ist wahr! Ich sag's hier vor meinem Herrgott, und kein Wort ist gelogen.

„Ich war in die Stadt gegangen und wollt' sehn, ob mir kein Bekänntes dreißig Gulden borgte; die fehlten mir zum Meisterwerden, und ich hatte lang gearbeit't, bis ich die andern siebzig zusammen hatt'; denn hundert mußt' ich haben. Ich war bei Dreien gewesen, es that's aber Keiner. Ich hatt' wollen meiner Gret einen Markt kaufen; es ging aber nun nicht; denn ich mußt' Öl in der Mühl' mitnehmen. Meine Bas' schenkt' mir aber das Öl, und ich dacht bei mir, wenn ich das eh'r gewußt hätt', konnt' ich der Gret was mitbringen. Ich ging bald von der Bas' fort, und es war heiß. Im Wald legt' ich mich unter eine Hecke, rechts ab vom Weg, wo die drei großen Eichen stehen, und schlief ein. Da hört' ich's neben mir knistern und fuhr auf. Da stand der Jud Schmul vor mir mit seinem Sack und lachte, wie ich so auffuhr.

„Er fragte mich, was das Öl kost'te, und was das Korn auf dem Markt gekost't hätt', und setzte sich zu mir. Über dem Sprechen fragt' er mich, ob ich bald Hochzeit machte, und ich sagte, mir fehlten noch dreißig Gulden. Drauf bot er mir die dreißig Gulden an; er hätt' sie heut erst eingenommen. Ich wollt' nicht, weil ich nicht mit Schulden anfangen wollt'; er red'te mir aber so zu, daß ich Ja sagte.

„Er holte ein ledernes Beutele 'raus und zahlte mir die dreißig Gulden. Mit einem Stück Bleistift mußt' ich ihm auf ein Papierchen schreiben, das er aus ein'm kleinen Buch riß, wo viel 'nein geschrieben war, daß ich dreißig Gulden von ihm geborgt hätt'.

„Er bot mir an, ich sollt' doch der Gret was mitbringen, und wies mir das rothe Tuch, und sagt', sie wären reißends abgegangen, es wär' das letzte; ich braucht's auch nicht gleich zu bezahlen; er ließ mir's für vierzig Kreuzer. Ich nahm's, und wie ich adje sagte und meinen Krug aufhob, sah ich, daß viel ausgelaufen war und dem Schmul sein Rock einen argen Fleck gekriegt hatt'. Ich zeigt's ihm, aber er sagt': „Mit ein' bisle Thon ist's gleich wieder 'raus."

„Dann ging ich heimwärts, aber ich ließ mir vom Schmul erst versprechen, daß er meiner Gret und dem Martin Görg von den dreißig Gulden nichts sagt', und dacht', sie braucht's auch nicht zu wissen, daß das Halstuch vom Schmul ist; wenn sie denkt, es kommt aus der Stadt, gefällt's ihr gleich besser.

„Das war zum ersten Mal gelogen! und einmal gelogen, ist zehnmal betrogen. — Wie die Carline sagt', das Halstuch ist vom Schmul, hätt' ich um's Leben das nicht eingestanden. Mein Geld versteckt' ich in's Bett. Ich hätt's der Gret doch noch gesagt mit dem Geld', weil wir nichts Geheimes vor einander haben, aber da hätt' ich's auch sagen müssen, daß das Halstuch vom Schmul war; drum sagt' ich, ich hätt' den Schmul gar nicht gesehn. — Das war wieder gelogen; und weil ich um so ein Dudeldey gelogen und mich verschworen hab', hat mich unser Herrgott gestraft."

Hier trat er auf die Gret und den Martin Görg zu, gab ihnen die Hand und sagte: „Tragt mir's nicht nach, ich weiß, unser Herrgott thut's auch nicht." —

Im ganzen Gerichtssaal war nicht eine Seele, die nicht dachte: „Das ist Alles wahr;“ aber das Schuldig war ausgesprochen, und das war schwer zurück zu nehmen.

Da öffnete sich plötzlich die Thür, und der Joseph trat ein; an seiner Hand sein kleines Schwesterchen von acht Jahren. Sie hatte ein Töpfchen mit schwarzen Beeren; am Henkelchen desselben hing ein ledernes Beutelchen. Der Joseph zitterte am ganzen Leib, wie er vor den Richter trat. Wie der Schreiner das Beutelchen sah, wurde er sehr bleich und sagte: „Das ist dem Schmul sein Beutele, da waren die dreißig Gulden drin, und da 'nein hat er meine Quittung gesteckt.“

Der Richter fragte das Kind, wo es das Beutelchen gefunden hätte. Es sagte: „Im Holz, wo es nach Miltenheim geht; und Höcks Mariele hat ein Halstuch gefunden.“ — Der Beutel wurde geöffnet und drin war die Quittung vom Thomas.

Das Halstuch, was gefunden worden, war auch dem Schmul gewesen. — Der Ort wurde aufgesucht. Der war weit weg von den drei Eichen, wo der Thomas geschlafen, und der Schmul erschlagen worden war.

Der Weg, wo der Beutel gefunden wurde, ging nicht in unser Dorf.

Bald entdeckten sich mehr Spuren, und bald in einer entfernten Diebshöhle Alles, was dem Gemordeten entwendet war. Dorthin konnte, in der kurzen Zeit zwischen Schmuls und des Schreiners Ankunft an der Wiese vor unserm Dorf, der Schreiner nicht gekommen sein.

Der Thomas war unschuldig, der Mörder wurde entdeckt und entging nicht der Strafe.

Der Thomas und die Gret haben sich bald drauf genommen, und die dreißig geborgten Gulden hat der Landesherr ihnen geschenkt.

Sie leben nun recht glücklich. Der Joseph und die Carline sind auch beisammen. Die Gret hat's aber geschworen, daß sie kein rothes Tuch mehr trägt, und der Thomas hat über der Hausthür an seinem Häuschen einen Spruch einschreiben lassen, der heißt:

Einmal lügen,
Heißt zehnmal betrügen.

Der Thomas war unschuldig, der Mörder wurde entdeckt und entging nicht der Strafe.

Der Thomas und die Gret haben sich bald darauf genommen, und die dreißig geborgten Gulden hat der Kaufmann ihnen geschenkt.

Sie leben nun recht glücklich. Der Seifert und die Gottliebinn auch beisammen. Die Gret hat aber geschworen, daß sie kein rothes Tuch mehr trägt, und der Thomas hat über der Hausthür an seinem Häuschen einen Spruch aufmalen lassen, der heißt:

Mittwoch nach Ostern.

Der alte Wagner Christoph Born war Keiner von den Reichen, aber fleißig und ehrlich, und er hatte einen guten Hausstand; denn seine „Alte" verstand's, den Heller umzuwenden, bis er versilbert war. Von seinen zwei Jungen war der Dietrich wieder Wagner und half dem Vater. Der „Kleine", der Georg, war schon seit sechs Jahren in der Fremde. Er hatte sollen Schuster werden, aber in der Handelsstadt Bremen, wo er sich aufhielt, hatte ihn ein Kaufmann, dem er ein Paar Schuhe in's Haus trug, kennen gelernt, und weil er ein aufgewecktes Bürschchen war und dem Mann gefiel, red'te er ihm zu, er sollte Kaufmann werden und gleich bei ihm lernen. Dem Georg hatte die Feder immer besser gefallen, wie der Pfriemen, und so kam's, daß die Eltern auf einmal die Nachricht kriegten, der Georg wär' Kaufmann. — Die Mutter hatte eine große Freude, und hatte es immer gedacht, daß hinter ihrem „Kleinen" was Großes stäke; der Vater sagte aber: „Das Handwerk hat seinen goldnen Boden." Nun kamen aber immer bessere Nachrichten: der Prinzipal konnte den Georg nicht genug rühmen; er hätt' noch keinen fleißigern im Comptoir gehabt, und er hätt' ihn so lieb wie seinen Sohn. Der Georg schrieb auch, und jedesmal waren die Briefe schöner; selbst der

Herr Schulmeister konnt' nicht so schreiben, denn die Schrift war wie gestochen.

Allemal wenn ein Brief kam, lief die Mutter zuerst mit in die Pfarre, denn der alte Pfarr hielt ein großes Stück auf den Georg, und hatte ihn am liebsten von allen seinen Sonntagsschülern gehabt. Er und Pfarr's Röschen waren Spielkameraden gewesen, obgleich Röschen zwei Jahr jünger war, wie der Georg. Er hatte es nie gelitten, daß die andern Jungen sie utzten und „Pfarrmamsell“ nannten, denn sie war „keine Mamsell“. Wie er fort ging, war er fünfzehn Jahr, aber er hat in der Pfarre mehr geweint, wie zu Haus, und das Röschen konnt' sich gar nicht zufrieden geben; wenn aber nun die schönen Briefe kamen, war die Freude um so größer.

So waren sechs Jahre hingegangen, und die Mutter fing an recht schwach zu werden; sie litt am Magen; sie konnt' nur noch kleine Bröckle vertragen, und im Haus gar nicht mehr so herum springen, wie sonst. Der Dietrich war vierundzwanzig Jahr alt, und die Eltern red'ten ihm zu, er solle heirathen, daß sie sich zur Ruh' setzen könnten. Die Schmieds-Marie war ein tüchtiges Mädchen und kriegte gleich ein Paar Hundert mit; die sollte er nehmen. Aber der Dietrich wollt' nicht dran, ihm gefiel das Hirten-Bärbele besser; die hatt' aber Nichts wie ein Paar Hände, die den ganzen Tag nicht ruhten, und hatte den Dietrich gern. Aber was half's? Wenn der Dietrich sich nicht mit seinem Alten verfeinden wollt', so mußt' er die Marie nehmen. Die Mutter hätt' ihm vielleicht doch das Wort gered't, denn sie konnt' am Bärbele nichts weiter aussetzen,

als daß sie Nichts mitbrächt', aber wenn sie dacht', ihr Georg käm' vielleicht einmal mit einer Fürnehmen, da ging's mit der Bärbel doch nicht.

Wie der Vater einmal Abends wieder in den Sohn 'nein red'te, sagte der Dietrich, er woll' es thun und die Marie nehmen. Den andern Tag, es war Sonntag, nach der Kirche ging der alte Wagner zum Schmied und machte seinen Antrag. Dem Schmied war's recht, denn es war mit seiner Marie schon dreimal nicht gegangen und die Freier abgesprungen. Er versprach, die Marie sollte gleich dreihundert Gulden, und eine Kuh, und eine ordentliche Aussteuer kriegen; sie gaben sich den Handschlag und nun war's fertig.

Wie's Bärbele es hörte, sagt's dem Dietrich gar nichts, aber es sah ihn auch nimmer an, und wenn's in's Feld ging, oder früh Gras für seine Geis holte, und es begegnet Einem, da lacht's und macht allerhand Späß', und es war so fleißig, und es fleckte ihm, daß die Leut' sagten: „Das Bärbele hat sich geschwind getröst't, es muß ihm net so tief gesessen haben.“ Dem Dietrich sah man's eh'r an, und wenn er dem Bärbele begegnet ist, so war's immer, als müßt' er ihm was sagen; aber's Bärbele war wie der Wind; wenn er dacht', es wär' da, war's dort, und er konnt' nie an's kommen; da ging er ihm endlich aus dem Weg, und das war das Beste.

Wenn's Feierabend war und Sonntags war er bei der Marie. Die war noch lustiger wie 's Bärbele, und ließ ihm keine Ruh'; bald wollt' sie Das, bald Jen's, und der Dieter hatt' den Kopf so voll, daß er bald nimmer

an's Bärbele dacht'; nur manchesmal, wenn die Marie ihn mit dem Bärbele foppte und meint', warum er nicht lieber das Hirtenmädchen genommen, „die hab' doch Späne," da fuhr's dem Dietrich wie ein Stich in's Herz, und da dacht' er an's Bärbele.

Am Oster-Mittwoch war Hochzeit. Den ganzen Dienstag war gebacken und geräumt worden. Der Schmied sparte nichts; es ging hoch her, und beim Wagner war geweißt und hergericht't worden, damit's der Schnur gefallen sollt'.

Das Bärbele war nicht da; ihrer Mutter Schwester hatte sie in ihr Dorf geholt, weil sie so viel zu nähen hatt', und das Bärbele konnt' auch näh'n.

Die Marie war hurtig eingericht't, und die Alten übergaben den Jungen Alles. Erst meinte die Wagnern, es wär' doch schön, wenn man müd' sei und könne die Händ' in den Schoos legen, und ließ die Schnur Alles thun; nach ein Paar Wochen war's aber die Marie überdrüssig und meint', es würd' ihr doch Alles aufgehalst. Da ging die Mutter bei und wollt' helfen, aber die Marie wurd' noch mürrischer und sagte, sie solle sich doch in nichts mengen, was sie nichts anginge.

Die Alte wußte nicht, was sie thun sollt', und der alte Wagner meint', es wär' doch anders wie sonst, und gefiel ihm nicht mehr so. Wenn der Dieter 'was merkte, kriegt' er die Marie vor, denn er war gut für die Eltern, und da gab's Gezänk in allen Ecken.

Dazu verstand die Frau nichts von der Wirthschaft, und was sonst immer gereicht hatte und noch übrig war,

langt jetzt nicht hinten und nicht vorn. Der Alte sagte manchmal zu seiner Frau:

„Sechsmal sechs ist sechsunddreißig,
Ist der Mann auch noch so fleißig,
Und die Frau ist liederlich,
Geht der Haushalt hinter sich.“

Mit ihrem Gebrumme trieb die Marie auch des Dieters Kunden fort; sie gingen Einer nach dem Andern zum zweiten Wagner, und so wurd's immer schlimmer.

Einmal in der Nacht, wie schon Alles schlief, wurde von draußen an's Fenster gepocht. Die Marie schlief leis', und hatt' auch schon gehört, daß mit der Peitsche war geknallt worden und eine Fuhre vor der Thür hielt; sie dacht' aber: „Ei was! könnt' Ihr bei Tag nicht kommen, so bleibt bei der Nacht auch fort.“

Die draußen mochten rufen und knallen, so viel sie wollten, sie guckte nicht 'raus. Endlich riß ihr die Geduld, und sie sprang heraus, riß das Fenster auf und wies die draußen mit Schimpfen fort. Sie hörte nur noch, wie eine Männerstimme sagte: „Das ist eine Gute!“ und der Wagen fuhr weiter.

Am andern Morgen ging's wie ein Lauffeuer durch's Dorf, daß die Nacht ein fremder Herr in der Pfarre eingekehrt sei; den hab' die junge Wagnern mit Schimpfen von ihrer Thür weggetrieben; der Kutscher hatt' es der Pfarrmagd selbst erzählt, es mußt' wahr sein.

Um neun Uhr früh kam der Herr Pfarrer das Dorf herunter und ging zu Wagners, und erzählte, er habe einen Gast gekriegt, der hab' bei Borns einkehren wollen.

Die Alten und der Dieter schlugen die Händ' über den Kopf zusammen, und konnten sich nicht denken, wer bei ihnen einkehren wollt'. Der Pfarr sagt' aber, es wär' ein gar hübscher, junger Mensch, der käm' aus der Handelsstadt, aus Bremen. Wie er das sagt', da fing's den beiden Alten an vor den Augen zu flimmern, denn sie dachten, es könne ihr Georg sein; aber die Freud' wär' zu groß gewesen, drum glaubten sie's wieder nicht. Wie aber der Herr Pfarr sagt': dort kommt mein Röschen mit ihm die Gasse herab, es ist ihr Spielkamrad, und gleich drauf die Thür auffuhr und der Georg 'rein stürzte, und bald den Vater und bald die Mutter, und bald den Dieter küßte und herzte, da dacht' Keins an die Marie, und die traute sich nicht einmal herzuzutreten; wie sie ihnen aber einfiel, dachten die Alten: „Nun ist doch Alles gut;" der Dieter aber dacht': „Für meine Alten ist's gut, mir hilft es nichts mehr."

Die Marie schämte sich schrecklich, aber der Georg, wie er hörte, es wär' die Schwägerin, war gut mit ihr und sagt' nichts von der Nacht. Er erzählte, daß er beim Herrn Pfarrer wohnte.

Die Marie ärgerte sich schrecklich, daß der Schwager nicht bei ihnen bleiben wollte, weil er fürnehm aussah. Wie sie gar hörte, der Wagen wär' nicht zerbrochen gewesen, und der Georg hätt' nur so gethan, um zu sehn, ob sie ihn wohl erkennten, da hätt' sie sich prügeln mögen, so ärgerte sie sich.

Der Georg hatt' den Eltern ein Fäßchen Wein mitgebracht, und dem Dieter und seiner Frau jedes ein'n

neuen Anzug. Wo's fehlt' und knapp zuging, sprang er zu; er mußt' Geld haben die schwere Meng'.

Der Georg ging alle Tage zu den Eltern, aber es gefiel ihm in der Pfarre gut; die Spielkamraden hatten sich noch grad' so gern. Nach vierzehn Tagen wurd' aber das Röschen still und sprach nimmer so frisch weg, wie sonst.

Wie das der Georg merkte, wurd' er kopfhängerig, und die Mutter Born meinte, es gefiel dem Georg nimmer auf dem Dorf; die Stadt hab's ihm angethan. Der Dieter schüttelt' aber den Kopf, der wußt's besser, wo ihn der Schuh drückte.

In der Pfarre gab's viel zu thun, weil sie den Gast hatten, und Röschen holte sich das Bärbele; das war wieder da, und so anstellig, drum mußt' es mit helfen. Da sah's der Dieter auch wieder, und allemal fuhr ihm ein Stich in's Herz.

Der Georg wollt' drei Monat bleiben In der Zeit fiel's auch, daß die Marie in die Wochen kam; sie war viel freundlicher, wie sonst, und die Leut' sagten: „Wenn die Wagnern erst ein Kind hat, wird das Keifen schon nachlassen."

Es war wieder um Ostern, und es kam der Oster-Mittwoch schon zum zweiten Mal, seit der Dieter Hochzeit gemacht hatt'.

In der Nacht wurd' Lärm gemacht — und der Storch klapperte; er bracht' ein kleines Mädchen, und wie's die Marie schreien hört', da ging's wie was gar zu Schönes über ihr Gesicht — so schön hatt' die Marie ihr Lebtag nicht ausgesehn.

Die Wartfrau sagte: „Die Wagnern sieht aus, als ob sie die Engel hätt' singen hören;" und es war auch wahr, die Wagnerin hatte die Engel singen hören, denn am Sonntag nach Ostern schlief sie ein und wachte gar nicht wieder auf.

Die Alten und der Dieter weinten, und sprachen immer davon, wie schön sie die letzten Tag' gewesen wär', und daß sie so eine Freud' an ihrem Kind gehabt hätt', und es wär' doch eine brave Frau gewesen, und wenn sie nur nichts gegen die Marie versäumt hätten. Daran, daß sie oft mürrisch war, dacht' kein Mensch mehr, und wie sie begraben wurd', ging das ganze Dorf mit, und die Schmiedsleute dachten, sie müßten sich zu todt grämen.

Das Kind von der Marie war ein gar hübsches Ding, und die Schmied's wollten's gern haben, aber der Georg red'te dem Dieter und der Mutter zu, sie sollten's behalten; er woll' auch genug dazu geben, daß sie noch Eins halten könnten zur Wartung, und so thaten sie's auch. Die Wartfrau wollt' noch eine Weile da bleiben.

Wie die Leich' von der Marie aus war, ging der Georg in's Pfarrhaus. Das Röschen saß in der Stube und weinte. Da sagte der Georg: „Nun ist der Dieter auch unglücklich!" Das Röschen sagte aber nichts und wendt' sich nach dem Fenster. Da sagte der Georg: „Ich will der Mutter sagen, sie soll das Bärbele in's Haus nehmen, da hat der Dieter einen Trost!" Aber 's Röschen sagt' wieder nichts. Endlich ging der Georg an's Fenster, wo sie stand, als wenn er's nur so in Gedanken thät', und sagt': „Nun ist meine Zeit auch bald um, aber

ich werd' wohl noch eine Woche eh'r fortgehn.“ Da sagt' das Röschen nur: „So! warum denn?“ und der Georg merkte, daß die Stimm' zitterte, und daß sie immer fort das Wasser aus den Augen wischte. Da war's auf einmal kein Haltens mehr, und er trat ganz nah hin und sagte: „Weil ich nicht weiß, ob Du mich magst.“

Der Herr Pfarr war nach der Leich' in sein Studirzimmer gegangen, und hatte seinen Amtsrock grad' in den Schrank gehängt, da ging die Thür auf und der Georg und das Röschen kamen herein; sie hatten sich an der Hand. Sie sagten nicht viel, aber sie weinten und lachten, und der Vater wußt' gleich, was sie wollten; und wie er alle Beide an sich gedrückt hatte, und noch eine halbe Stunde mit Erzählen hingegangen war, sagt' er: „Heut wollen wir mit der Nachricht nicht in's Trauerhaus gehn, aber morgen.“ Das war den Zweien auch recht. Den Abend blieben sie gern allein. Früh, am andern Tag, gingen der Herr Pfarr, Georg und Röschen zu den Eltern; das war eine Freude! Das Röschen hatten Alle gern, und der Georg war ganz glücklich. Der Dieter war auch froh, daß es dem Georg so gut ging, aber er konnt's nicht zeigen; es war immer, als könnt' er nicht mehr dran glauben, daß Eins froh wär'.

Nach vierzehn Tagen mußt' die Kindsfrau zu einer kranken Frau, und die alten Wagners sahen sich um nach Einer, die das Kind pflegte. Der Georg sagt', sie sollten das Bärbele nehmen, denn eine bessere fänden sie nicht; sie hab' auch schon gewart't, und könnt' ja Alles, was sie anfing. Den Alten war's recht; wie sie aber zum

Bärbele kamen, nahm sie's nicht an; sie sagte: „Ich bin fertig und fang' net wieder an." Die Leut' sagten: „Das Bärbele ist doch ein recht's Gänsle; wenn sie hinzög', so nähm sie der Dieter doch noch." Aber sie that's partout nicht, und sie mußten sich nach einer Andern umsehn. Sie nahmen Bäcks Gertrud, die hatt' schon mehr Kinder gewart't, und war auch nimmer jung.

Der Dieter sagte gar nichts; er dacht' aber: „'S ist doch garstig vom Bärbele!" Die alte Wagnern sagte auch nichts mehr drüber, aber sie dacht' was Anders; vielleicht dacht' sie, das wär' recht vom Bärberle, und richt't sich mit der Gertrud ein.

Wie die drei Monat um waren, die der Georg Urlaub hatt', mußt' er fort. Das Röschen weinte, und der Georg wollt's nicht merken lassen, wie's ihn herum riß. — Wie er wieder in Bremen war, kam alle Tag' so ein schöner Brief, und endlich hieß es, der Prinzipal hab' ihn in's Geschäft genommen; er sei nun ein gemachter Mann, und bis Ostern wollten sie Hochzeit halten. Das Röschen nähte, was das Zeug hielt, und das Bärbele half ihm.

Das Kind vom Dieter gedieh prächtig, und es wurd' Marie gerufen; aber die Eltern sagten, wenn das Trauerjahr um wär', müßt' der Dieter wieder an eine Frau denken. Der Dieter sagt' aber: „Ich frei' nicht wieder!" Er und 's Bärbele sah'n sich nimmer an, und die Leut' sagten: „Sie sind sich spinnefeind."

Am Palmsonntag kam der Georg wieder. Die Hochzeit war am Mittwoch nach Ostern; aber der Herr Pfarr lud nur die Freundschaft ein, und das Bärbele,

weil's so fleißig mit geholfen hatt'. Wie die Kirche aus war, gingen die Gäst' alle in die Pfarre; aber das Bärbele hatt' in der Kirche so weinen müssen, daß alle Leut' auf sie sahn und sagten: „Heut braucht mer doch nicht zu weinen, 's ist ja Hochzeit!" Nach der Kirche ging's erst heim; wie's in die Pfarre kam, sah ihm Keins mehr was an.

Bei der Mahlzeit ging's hoch her; es gab Wein und Torten, und Alles war lustig, das Bärbele auch, aber es sah übel aus. Nach dem Essen ging's in die Küch', weil's dem Röschen versprochen hatt', es woll' das Fleisch vertheilen, was die Armen kriegten; da war's gewaltig geschäftig.

Der Dieter war allein nicht lustig; und nach dem Essen ging er heim und wollt' nach sein'm Mariele gucken. Das Kind war bei Keinem so gern, wie bei ihm. Er sagte zur Gertrud, sie soll dem Mariele das Kittele anziehn, was das Röschen ihm geschenkt hatt' (das Bärbele hatt's genäht), und wie sie fertig war, nahm er's Mariele auf den Arm und ging in die Pfarre. Da kamen grad' die armen Leut' 'raus und Jedes hatt' seine Schüssel mit Fleisch und trug's nach Haus; das letzte, was 'raus kam, war die blinde Soldatenfrau, der ihr Mann geblieben war; die Gemeinde mußt' sie ernähren; sie sah nicht, aber sie wußt' Alles, was im Dorf vorging, und hören that sie wie 'ne Maus. Wie der Dieter ihr sein „Schön Dank, Soldatin!" (so nannt' man sie) bot, sagt' sie: „Geh 'nein, Dieter, das Bärbele wär' grad' recht für Dich." Der Dieter that nicht als hört' er's; eh er aber in die

Stube ging, mußt' er in die Küche gucken. Das Bärbele war allein drin und schnitt Kuchen auf. Das Mariele langte hin; war's zum Bärbele oder zum Kuchen, das wußt' sein Vater nicht; aber er mußt' dem Kind den Willen thun. Das Bärbele nahm geschwind eine Schüssel voll Kuchen und wollt' sie in die Stube tragen. Dem Dieter war die Kehle wie zugeschnürt, und wie das Bärbele schon in der Küchenthür stand, sagt' er nur: „Bärbele!" — „Willst Du 'was?" war die Antwort. „Ja," sagt' der Dieter; „gieb dem Mariele ein bisle Kuchen." Das Bärbele dreht' sich hurtig um; es nahm ein Stückle Kuchen und reicht's dem Mariele; aber auf einmal kriegt's ein Zittern in den Gliedern, daß es geschwind seine Schüssel auf die Anrichte setzen mußt'. Es dacht', es müßt's doch können, wenn's wollt', und griff wieder nach der Schüssel; aber es bracht' sie nicht in die Höh'. Der Dieter stand darneben, und das Wasser trat ihm in die Augen, wie er sagt': „Bärbele, sei wieder gut; das Mariele muß doch wieder eine Mutter haben, sonst wird nichts aus ihm, und ich nehm' keine Andre wieder, wie Dich!"

Das Bärbele hatt' keinen Groll mehr, aber es sagt': „Wenn Dein Vater und Deine Mutter mich wollen, so sollen sie mir's sagen." Grad' wie sie das sagt', kam die alte Wagnern zur Thür 'rein, und nach einer Weile ging sie in die Stube und sagte zum Alten: „Christoph, geh' 'naus in die Küche, der Dieter will Dir was sagen." Wieder nach einer Weile kam der alte Wagner h'rein: hinter ihm her kam 's Bärbele und hatt' des Dieters Mariele auf dem Arm; hinter dem Bärbele kam der Dieter.

Da gab's wieder eine Freude. Das Bärbele sah aus, als hört' sie auch die Engel singen. Wie die Gäst' auseinander gingen, nahm's seinen Dieter bei der Hand, das Mariele auf den Arm, und nun ging's zu seinen Eltern; die wohnten im letzten — im Hirten-Haus. Wie sie am Brunnen vorbei gingen, saß die alte „Soldatin" da; der Dieter ging zu ihr und sagt': „Alte, wenn ich und 's Bärbele Hochzeit halten, kriegst eine Flasche Wein und Kuchen!" — Die Alte lachte.

Die Butternickel.

Am Ende des Dorfs Waldeck, dicht am Wald, liegen zwei Häuser; es sind die kleinsten und ärmlichsten. Das eine ist das Hirtenhaus und zugleich die Herberge für alles durchziehende Gesindel, das andre gehört der Hökerin Margarethe Wernerin, die schwarze Gret genannt. Sie wohnt da drin mit ihren zwei Buben; es sind die schlimmsten vom ganzen Dorf. Der älteste heißt Niklas, und die Mutter ruft ihn Nickel; da sie Beide aber Butter mit verhöken, so heißt man sie im Dorf, die Mutter mit inbegriffen, die Butternickel. Kein Mensch sagt mehr anders, als: Der große und der kleine Butternickel, oder: Die alte Butternickeln, und wenn's einmal einer Christenseele einfiel, in Waldeck nach der Margarethe Wernerin zu fragen, so wär' gewiß unter Zehnen von Neun die Antwort gekommen: Eine Margarethe Wernerin? Die giebt's im ganzen Dorf nicht. Aber die Butternickeln! ja, die Butternickeln, die kannt' jedes Kind.

Die Butternickeln war im Hirtenhaus von einer durchziehenden Bettlerin geboren worden, und wie die nach Jahren einmal, vielleicht in einem andern Hirtenhaus, gestorben ist, kam die Gret auf dem Schub in das Dorf zurück. Da war sie fünfzehn Jahr alt, sah aber aus wie zwanzig. Der Schulze machte ihr einen Dienst aus;

aber nach vier Jahren kam sie wieder und brachte zwei Buben mit, den Nickel und den Mert. Mit denen konnte sie nicht fort dienen, drum fing sie an zu höken und bracht' sich und ihre Jungen so durch. Sie hatte aber keinen guten Leumund, und die Leute munkelten davon, die Butternickeln wär' die Hehlern überall, wo was gestohlen würde.

Die Grenzreiter kamen alle Augenblick einmal und hielten Haussuchung, aber nie wurde was Verdächtiges gefunden; und doch dachte Jedermann, und man flüsterte sich's, aber behutsam, zu, bei den Butternickels ist's nicht richtig.

Die schwarze Gret, wenn die Grenzreiter kamen, verschwor sich allemal bei allen Heiligen, es wär' doch himmelschreiend, daß man sie so beschimpfe, es gäb' keine Ehrlichere im ganzen Dorf; aber freilich, so Eine, wie sie, hab' keinen Schutz; die Kleinen hänge man, aber die Großen laß' man laufen; und die zwei Jungen machten Schaberübchen hinter den Grenzreitern her, so lang sie sie sehen konnten.

In der Art waren aus den zwei Jungen Burschen von zweiundzwanzig und vierundzwanzig Jahren geworden, und alle Höken in der Nachbarschaft klagten, es wär' nicht mehr zum Aushalten, was die Butternickel ihnen für Schabernack anthäten. Es verbreiteten sich Gerüchte von Unsicherheit der Gegend; da und dort war einem Handelsmann 'was abgenommen worden, und man sah die Butternickel immer scheeler an; aber kein Mensch hatte sie dabei gesehn, und kein Mensch konnt' ihnen was beweisen. Die schwarze Gret aber sagte, ihre Jungen müßten fort, sie sollten sich

verdingen, denn so mit dem Höken verdienten sie nicht das Salz zum lieben Brod; und richtig, zu Petri gingen sie fort, in's Würzburgische, „dort hätten sie sich auf einem großen Gut als Knechte verdungen;" kein Mensch weint' ihnen nach. Die schwarze Gret hökte aber tüchtig weiter, und die Leute sagten, sie trüg' die harten Thaler nur so auf die Sparkasse.

Da kamen eines Tags vier Grenzreiter zum Dorf herein gesprengt und besetzten das Hirten- und Butternickels-Haus; es wurde das Unterste zuoberst gekehrt, und die schwarze Gret heulte und schrie, daß es der Garaus war. Aber die Grenzreiter fanden Nichts, und erzählten nun, daß zwischen Waldeck und dem Städtchen Roda, vom Weg ab, die Höken aus Schwickenheim erschlagen und ihres Geldes beraubt worden sei. Es wurde Nichts entdeckt, aber die Leute sprachen wieder, erst leis und dann immer lauter, die Butternickel hätten's gethan; wenn auch vielleicht nicht der Merten, der sei nicht so schlimm, und den verführe der Älteste nur, aber der Nickel. — Es wurde sich erkundigt, wo sie dienten, und da hieß es denn freilich, sie wären nicht da.

Es mocht' ungefähr um die Zeit sein, wo das geschehn war, da saß der Kohlenbrenner von Unter-Altheim in seiner Hütte, und es war schon spät am Abend. Der Kienspahn brannte auf einer großen Kartoffel auf dem Tisch. Die Frau und die Renate, ihr einziges Kind, spannen, und der Mann las ihnen aus dem Gemeindeblatt vor, daß im Wald zwischen Schwickenheim und dem Städtchen Roda ein Mord begangen worden sei. Da

pocht' es an die Thür. Die Renate schrak arg zusammen, obgleich sie nicht fürchtenig war; der Vater sagte aber „Herein", und gleich traten zwei Männer mit einem großen Metzgerhund in die Stube. Sie fragten, ob sie nicht da herbergen könnten, sie hätten sich verirrt und könnten den Weg in's Dorf bei der Finsterniß nicht finden.

Es kam manchmal vor; der Weg nach Altenheim war leicht zu verfehlen, obgleich es nur eine Viertelstunde bis hin war. Der alte Veit sagte, sie sollten sich nur auf die Bank legen. Er bot ihnen einen Trunk und ein Stück Kornbrod an, und sie erzählten, sie kämen vom Viehmarkt und hätten ein Paar fette Ochsen verkauft. — Der Köhler sagt': „Mich wundert's, daß Ihr mit der schweren Geldkatz so spät durch den Wald geht; man spricht ja, es wär' unsicher, und ist bei Schwickenheim ein Weibsbild erschlagen worden." Aber der Eine von den Ochsenhändlern, ein baumstarker Mensch, lachte und sagte: „Ich fürcht' mich vor keinem Teufel," und dabei legt' er sich auf die Bank, nach der Wand zu, und sagte nichts mehr. Der Andre war kleiner, aber drum nicht klein; es wär' ein hübscher Bursche gewesen, nur gingen ihm die schwarzen Augenbrauen beinah' über der Nase zusammen; wenn das nicht gewesen wär', hätt' er auch freundlich ausgesehn. Der sprach noch lang mit den Köhlerleuten, und wie er sah, daß die Renate einen frischen Spahn aufstecken wollt', ging er gleich zu und half.

Wie's auf der alten Schwarzwälder neun schlug, holte der Veit die Bibel von dem Wandbret herunter, die Spinnräder wurden bei Seit' gesetzt, der Tisch abgeräumt, und

nun fing er an, den neunzehnten Psalm zu lesen. Andächtig legten sie Alle die Hände zusammen, und er begann: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes ꝛc.“

Lautlose Stille herrschte in dem kleinen Stübchen, nur den Athem der menschlichen Brust hörte man neben den Worten, die kräftig und wie verheißend tönten. Als das Buch geschlossen war, standen die Drei am Tisch auf; Renate trat vor und sagte das Vaterunser.

Der Ochsenhändler saß immer noch auf der Bank; er hatte die Hände gefaltet, und hörte mit stillem Ernste zu. Wie Renate sprach: „Vergieb uns unsere Schuld ꝛc.“, stand unwillkürlich der fremde Mann von der Bank auf, und sein Gesicht war noch ernsthafter.

Wie die Köhlerleute in's Bett gehn wollten, sagte der Ochsenhändler zum Veit: „Ihr thätet mir einen Gefallen, wenn Ihr meine Geldkatz' mit zweihundert Gulden aufhöbt; mein Bruder und ich wollen erst noch auf Zuspruch in's Grabfeld, da hindert uns das Geld; in acht Tagen kommen wir retour und kaufen wieder Vieh, da brauchen wir's erst; und wenn's wahr wär', daß der Wald unsicher ist, so liegt's bei Euch auch sicherer.“

Der Köhler lachte und sagte: „Ja, bei mir sucht kein Mensch Geld.“ Er trug die Geldkatz' in die Kammer; da hob er ein Stück Diele in der Ecke auf und legte die Katz' in das Loch drunter. Wie die Diele wieder drauf lag, sah's kein Mensch.

Zu Früh gingen die zwei Leute zeitig fort, und wie ihnen der Köhler den Waldweg zeigte, weil er kürzer wie über die Dörfer war, wollt' ihm der Kleine dreißig Kreuzer

geben; aber der Veit sagt': „Das wär' gut gehandelt, dreißig Kreuzer für ein Pfund Kornbrod!" und nahm's nicht. Der Kleine dankte, der Große sagt' nichts; er lacht' nur so spöttisch, und sie gingen weiter.

Wie die Köhlern zu Mittag die Suppe für den Mann zum Meiler trug, zankte sie ihn, daß er den halben Gulden nicht genommen hätt'; so ein Nebenverdienst käm' so bald nicht wieder, und so ein Paar Narren auch nicht. Der Köhler sagt': „Besser ein Narr, wie ein Lump," und legte die Scheiter zum Meiler zurecht. Die Köhlern ging heim, und grad wie der Mann sie nimmer sehn konnte, kam die Renate von der andern Seite von Unter=Altheim herauf und erzählte dem Vater, im Dorf wären Grenzreiter, man sei „den Butternickeln" auf der Spur, und die Beschreibung im Steckbrief würd' im Gemeindehaus verlesen. Sie sah dabei den Vater von der Seite an, und der sagte: „Renate, sag' der Mutter nichts davon; unter acht Tag kommt sie net in's Dorf, da haben's die Leut' vergessen; es ist auch besser wir sagen nix, daß wir heut Nacht geherbergt haben, schon von wegen dem Geld."

Renate nickte dem Vater zu und sagte so leis', wie wenn's die Bäum' hätten verstehen können: „Ich glaub's doch nicht, Vater, weil der Klein' so andächtig mit gebet't hat, wie Du den Psalm gelesen hast, und wie ich das Vaterunser gesagt hab'."

Der Alte schwieg und es wurde nichts mehr von den Beiden gesprochen, bis die acht Tage um waren; da sagte die Mutter Abends, wie die Renate gebet't hatte: „Nun müssen die Zwei doch ihr Geld bald holen." Es gingen

aber noch einmal und wieder acht Tage, es gingen drei und vier Wochen herum, und endlich war ein halbes und ein ganzes Jahr, es waren zwei Jahre vorbei, und die Geldkatz' war auch bei den Köhlersleuten schier vergessen.

Da kam ein Brief von Waldeck an den Veit, er solle doch die Renate auf ein Paar Wochen schicken; die alte Bas', Renatens Dote*) verlang' so nach ihr und wolle sie in's Testament setzen, wenn sie zu ihr käm'. Dem Veit war's nicht recht, aber die Mutter that's nicht anders, sie mußt' hin. Es wurden ihr noch ein Paar neue kalbslederne Schuh bestellt, ihre Sachen in die Kütze**) gepackt, und am Sonnabend vor Ostern früh um fünf Uhr machte sich der Vater mit ihr auf den Weg und ging fünf Stunden Wegs, so lang die Feld- und Waldwege dauerten, mit. Wie sie auf die Chaussee kamen, kehrten sie erst einmal ein; von da waren's noch fünf Stunden bis Waldeck. Da gab der Veit seiner Renate die Hand, und drehte um; sie ging allein weiter.

Es war heiß und die Chaussee staubig; die Füß' brannten ihr; sie that die Schuh' und Strümpf' ab; die konnt' sie sparen, und lief barfuß weiter. Mancher Wanderer ging an ihr vorbei, und man sah's ihm an, er dacht': „Das ist eine Schöne!" Sie sagte zu Jedem „Schön Dank!" aber sie ging hurtig weiter; der Vater hatt' gesagt: „Guck nach Keinem um."

Die Sonne stand noch hoch genug, wie sie von der

*) Pathe.

**) Tragkorb.

Chaussee ab den Holzweg nach Waldeck einschlug; in einer halben Stunde konnt' sie drin sein. Sie war aber recht kaputt; drum ging sie ein Stück vom Weg ab, hockte die Kütze herunter und setzte sich unter eine alte Buche. Sie schüttelte sich den Staub ab, so gut's ging, und zog Strümpf' und Schuh' wieder an. Gerad wollte sie wieder aufladen und weiter gehen, da hörte sie's hinter sich rascheln, und wie sie sich umdrehte, stand ein Bursche hinter ihr. Er trug den Stock auf der Achsel und es hing ein Bündel dran. — „Schön Dank! soll ich helfen?" sagte er freundlich, und wollte die Kütze mit aufheben; da sah'n sie sich erst Beide an. Es war der Ochsenhändler, und doch war er's auch nicht; aber er glich ihm. Der schwarze Bart war anders, und die Augenbrauen liefen nicht über der Nase zusammen; er konnt's nicht sein, und doch, wie er sie so unverwandt ansah, war er's, und das Mädchen wurde dunkelroth. „Woher des Wegs kommst Du mit der schweren Kütze?" hieß es, und es war die Stimme, er mußt' es sein. „Von Unter-Altheim," war die Antwort. „So bist Du doch des Veits Tochter," sagte der Mann, „Du bist aber groß und stark geworden." Er trat näher heran und nahm ihr die Hand; „ich hab' das Vaterunser alle Abend gesagt, Renate; hast Du denn mein Anhänkerle noch?" Da wurde Renate wie eine Klatschrose so roth und zog aus dem Mieder an einem schwarzen Schnürle ein kleines Anhänkerle von Silber heraus und sagte: „Ich hab's immer anhängen." — „Hast's Deinem Alten gesagt?" Sie konnte die Augen nicht aufschlagen, sie schüttelte nur mit

dem Kopf, und die Lippen bewegten sich, daß es aussah, als sagten sie „Nein.“

Des Burschen Gesicht sah so freundlich aus, wie er sagte: „Setz' Dich noch einmal hin, Renate, ich möcht' noch was von Dir wissen!“ daß sie's nicht anders konnte; sie setzte sich hin, und er that's auch. — Er sah ganz anders aus, wie damals in der Hütte. Renate sah, daß ein rothes Striemchen über der Nase hin lief; er mußte sich die Haare weggebeizt haben. Sie fragte ihn, warum er sein Geld nicht geholt hab', und er schüttelte den Kopf und sagte: „Sprech' nicht davon; sag' mir lieber, ob Du an mich gedacht hast?“ Sie wußte nicht, war's ihr angst oder war's ihr recht, daß er fragte; sie hielt ihm noch einmal das Anhänkerle hin. Da sah sie, daß ihm die schwarzen Augen schimmerten, wie wenn ein Sonnenstrahl 'nein geschienen hätt'. Er nahm sie wieder bei der Hand und sagte: „Ich bin Dich nicht werth, Renate, aber ich bin doch nicht schlecht. Wenn Du Dir den Himmel willst verdienen, so wart' noch ein Paar Jahr auf mich.“ Die Renate nickte. „Wie heißt Du denn?“ — „Ich heiß' — Martin Wohlgemuth; der Bauer in Erlenbach, sechs Stund' von hier, ist mein Herr und will mich an Sohnes Statt annehmen; sag' keiner Seel' was davon, und wart' auf mich.“ — „Wo ist Dein Bruder?“ fragte sie weiter. — „In Amerika.“ — Sie standen auf, der Martin nahm sie um den Leib und drückte sie an sich, als wollt' er sie nicht wieder hergeben, und sagte: „Renate, wenn meine Mutter nur einmal ein Vaterunser mit mir gebet't hätt', so wär' ich lang besser; wenn Du aber Wort hältst, so

soll's Dir wahrlich gut gehn." Er hob ihr die Kütze auf; er ging noch ein Stück mit ihr; er konnte nicht fortkommen. Da schimmerten die Dächer von Waldeck durch die Bäume von unten herauf; sie mußte vorwärts, er zurück; sie ging den Abhang hinunter; er stand noch immer oben und sah ihr nach.

Jetzt trat Renate zur Lichtung heraus; da lag Waldeck, und vor dem letzten Häuschen, nur zwanzig Schritte von ihr entfernt, stand eine große, starke Frau; es lag Stroh um sie her, ein Paar zugeschlagene Kisten standen neben ihr vor der Thür; eine andre schlug sie eben mit derbem Hammerschlag zu. Es zuckte dem Mädchen durch alle Glieder; das Gesicht kannte sie: schwarze, buschige Augenbrauen, die über der Nase zusammen liefen.

Da kam vom Dorf her ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren gesprungen. „Bist Du die Bas' aus Unter-Altheim?" hieß es, und „Ja" klang's ihr entgegen. Vor dem letzten Haus erreichten sie sich und schlugen die Händ' in einander. Die Frau mit den Augenbrauen drehte sich um und sagte zu der Kleinen: „Ist das die Bas'?" — „Ja, Veits Renate, aus Unter-Altheim!" — Renate fühlte, wie sich die durchdringenden, schwarzen Augen der Frau fest auf die ihrigen richteten; sie sagte „Schön Dank" zu ihr und ging mit dem Bäschen weiter. Die Frau sah ihr noch lang nach. Wie sie mit dem Bäschen ein Stück fort war, sagte sie: „Wer war denn die Frau?" — „Das ist die Butternickeln," sagte die Kleine, „morgen wandert sie aus nach Amerika; ihre Jungen sind schon fort."

Wie die Renate in's Haus zu der Dote kam, wurde sie gut empfangen; die Dote meinte aber, es wär' doch ein starker Marsch gewesen, sie seh' bleich aus und zittere ja werzig *).

Die Renate blieb bei der Dote bis Himmelfahrt; sie war ihr Herzblatt; aber der Vater wollt' sie wieder haben. Die Dote weinte, wie sie die Kütze aufhockte, und sagte, sie säh' sie nicht wieder, aber sie woll' es ihr nur sagen, sie und das Bäsle wären ihre Erben. Der Renate that's auch weh, fort zu gehn. Das Bäsle ging mit ihr bis durch den Wald. Auf der Chaussee war sie keine halbe Stunde gegangen, da war sie schon am grünen Baum, dem Wirthshaus. Davor hielt ein Leiterwägele mit einem Pferd; es war von Stroh ein Sitz drauf; sie ging hurtig vorbei; es dauert' aber nicht lang, so kam das Wägele hinter ihr drein. Wie's neben ihr war, hielt's an, und es sagt' Eins: „Renate, heut fahr' ich Dich!" — Sie dacht', das Herz stünd' ihr still; es war der Martin. Sie mußt' sich aufsetzen, er hob ihr den Korb nach; er setzt' sich neben sie, und nun fuhren sie hin.

Der Martin sah wieder anders aus, daß sie meinte, jetzt hätt' sie ihn gar nicht wieder erkannt. Er sah wie ein reicher Bauernsohn, und so freundlich aus; der rothe Striemen über der Nase war ganz vergangen. Zwischendurch macht' er allerhand Späß' mit ihr, daß sie's alle Beide nicht gemerkt hatten, wie die Chaussee zu End' war. Da mußten sie sich Adje sagen. Diesmal konnten sie alle

---

*) Wahrlich.

Beide nicht von einander kommen. Ganz von Weitem hörten sie aber einen Wagen rasseln, und doch sollt' sie kein Mensch zusammen sehn.

Die Renate kam so frühzeitig heim, daß die Eltern sich nicht genug verwundern konnten; wie sie aber hörten, es hab' ein leer Geschirr am grünen Baum gehalten, vom Wohlgemuth aus Erlenbach, da war's ihnen grad recht, daß sie's so gut getroffen hab'. Sie wußten auch schon, daß der alte Wohlgemuth einen Schwestersohn an Kindsstatt angenommen hab', weil sein einziger Sohn mit dem Pferd gestürzt und schmählich umgekommen sei.

Die Renate wöhnte sich bald wieder ein, aber die Alten meinten, so lustig, wie sonst, wär' sie nimmer. Wenn der Vater fragte, was ihr fehlte, sagte sie, die Dote daure sie. Es mußt' ihr wohl geschwant haben, denn ein Paar Wochen drauf brachte der Bote einen Brief, daß es immer schlechter mit ihr ginge, und das nächste Mal hieß es, sie wär' in Frieden heimgegangen.

Im September kam die Weisung, Renate müsse zum Termin nach Waldeck kommen, weil sie und das Bäschen sich auseinander setzen müßten. Der Veit wollt' mit, aber die Mutter war krank, und die Renate ging wieder allein. Sie dacht', sie traut' ihren Augen nicht, wie sie auf die Chaussee kam und das Geschirr aus Erlenbach hielt vor der Herberg. Sie hatt' sich in der letzten Zeit viel gekümmert gehabt, denn es war durch Boten in Unter-Altheim erzählt worden, der alte Wohlgemuth habe ein reiches Mädchen für seinen Martin auf dem Korn. Wie sie aber das Wägele halten sah, da war die Sorge

alle weg, und sie fuhren die fünf Stunden recht sachte; sie hatten viel zu schwatzen.

Die Erbschaft war über tausend Gulden auf ihren Theil, und das war der Renate recht, denn der Martin hatt' ihr doch gesagt, der Alte hielt auf's Geld.

Wie sie retour ging, war das Wägele wieder beim grünen Baum. Diesmal war der Martin wieder anders; er war wie toll vor Freud'; wenn die Renate wissen wollt', was er habe, da lacht' er nur, und wie er sie vom Wagen 'runter hob, küßt' er sie ordentlich ab und sagt': „Du wirst's schon sehn."

Daheim sah's aber nicht lustig aus. Die Mutter war arg krank, und zwei Tag drauf war sie todt.

Es gingen vierzehn Tag drüber hin, und der Veit und die Renate wollten sich doch gar nicht zufrieden geben. Da wollte die Renate Abends grad das Vaterunser sprechen, wie's an die Thür klopfte; der Martin stand vor ihr. Sie lief auf ihn zu; dann sagte sie zum Vater: „Das ist der Wohlgemuth aus Erlenbach!" Der Alte sah ihn eine Weile scharf an, dann gab er ihm die Hand und hieß ihn willkommen.

Wieder nach einer Weile ging Veit in die Kammer; es dauerte nicht lang, so kam er zurück und trug eine schwere Geldkatze; die legt' er vor den Martin auf den Tisch. Der fuhr auf, als ob ihn ein Messer gestochen hab'. Der Alte sagte: „Hast gedacht, ich kenn' Dich nicht? Die Köhler sind nicht so dumm, und der alte Wohlgemuth ist mein bester Freund. Mit uns und mit Euch wird's begraben, aber wissen muß ich, ob kein Blut da dran

hängt," und dabei wies er auf die Geldkatze. Der Martin konnt's ihm schwören, daß er rein von Blutschuld sei, und nur vom Bruder verführt worden wär'. —

In Unter-Altheim wunderten sich die Leute erst schrecklich, wie's hieß, der Sohn vom reichen Wohlgemuth aus Erlenbach nehm' die Renate; aber dann sagten sie: „Der Alte ist ein Fuchs, drum sind die tausend Gulden von der Erbschaft gleich in seine Geldkatz' gegangen."

Die Hochzeit war nach Ostern; der alte Wohlgemuth richtet' sie aus.

Einmal ging die Renate an den zwei Alten vorbei; die hatten immer was zusammen zu pischpern; da hörte sie, wie der alte Wohlgemuth zu ihrem Vater sagte: „Ich glaub', unser Herrgott hat's so gewollt, daß mein Karl hat verunglücken müssen, daß ich die Jugendsünd' hab' gut machen können." Der alte Veit nickte, und Renate hat oft dran denken müssen.

Der alte Veit setzte sich zur Ruh' und zog auch nach Erlenbach.

Schon um Weihnachten 'rum war in Schwickenheim ein alter Bettler in das Haus gekommen, wo die Tochter und der Sohn von der Kathrine Ewald, die umgebracht worden war, wohnten. Es ging ihnen schlecht; sie waren Beide gebrechlich. Das Mädchen ging an den Schrank und holte ein Stück Brod. Wie sie sich umdrehte, war der Bettelmann auf und davon. Auf dem Tisch lag aber ein Paquet. Die Adresse war: „An die Erben der Katharine Ewald in Schwickenheim." Wie sie's aufmachten, waren dreihundert Gulden drin. Die Leute sagten: „Das schicken die Butternickel aus Amerika."

Der Martin Wohlgemuth hat Wort gehalten: seiner Renate ging's ganz gut; er legt' ihr die Händ' unter die Füß', und sah ihr Alles an den Augen ab; es gab aber auch in ganz Erlenbach keine Schönere und keine Bessere, und keinen braveren Mann, wie den Martin Wohlgemuth.

Von den Butternickeln aus Amerika hat man nichts wieder gehört. Einmal ging das Gerücht, der Nickel hab' in Amerika das Kripsen auch nicht lassen können, da hab man aber kurzen Prozeß mit ihm gemacht und ihn aufgehängt. Vom Kleinen, vom Merten, sagt man in der ganzen Gegend immer von Zeit zu Zeit, er wär' gar nicht nach Amerika; er wär' auch gar nicht so schlimm gewesen; er hab' sich wo niedergelassen und geheirath't. Aber kein Mensch weiß wo, und es hat ihn auch Keins selber gesehn; die's erzählen, glauben's auch nur halb oder gar nicht.

[illegible]

[illegible] übrig geblieben. [illegible] in Amerika [illegible] gefangen. Vom Kaspar, vom Melchior, sagt man in der ganzen Gegend [illegible] nicht nach Amerika, er wär auch gar nicht so schlimm [illegible]. Aber keine Nachricht [illegible]

Was ist Zufall?

In der Schenke war ein Rennen, wie noch im Leben nicht. Der Nachtwächter hatte grad zum ersten Mal getut't, — es war zehn Uhr Abends, — als ein Reisewagen vor der Thüre hielt.

Das war das Probestückchen vom Postknecht; er fuhr zum ersten Mal die Straße, und war bei der stockfinstern Nacht von der Chaussee abgekommen. Es ging eine Vicinalstraße daher, auf die war er gerathen, und wie er's merkte, fluchte der Herr im Wagen so gottserbärmiglich, daß der arme Kerl vollends den Kopf verlor und auf einen Feldweg gerieth. — Nachdem sie so zwei Stunden herumgefahren und geflucht waren, sahen sie endlich von Weitem Licht, und fuhren drauf zu. — Das war der Wagen, der vor der Schenke hielt.

„Kann man hier ein Paar Stuben und zwei Betten haben?" herrschte die Stimme des Reisenden heraus.

Der Wirth erschien in weißer Zipfelmütze an seiner Thür. Die Magd hatt' ihn hurtig gerufen, denn sie wußt' nicht, was der Herr wollte. Der Wirth hob die Stallatern', die er geschwind angesteckt hatt', in die Höh', um sich drunterweg zu orientiren, was eigentlich vor seiner Thür passire.

„Wo kommt denn die Herrschaft her? wollen Sie was füttern?"

„Zum Henker auch, was füttern!" brüllte die Stimme aus dem Wagen; „lohnt sich was der Müh', zu füttern, wenn man von so einem Esel die halbe Nacht im Feld herumgerumpelt worden ist; übernachten wollen wir hier."

„Uebernachte*) war nix da."

Der Postknecht machte dem Wirth begreiflich, die Herrschaft wolle herbergen und brauch' ein Paar Kammern und Better.

Während der Unterhandlung war der Herr aus dem Wagen gestiegen; es war ein hübscher Mann, wohl ein hoher Dreißiger, groß und stattlich. Er sah schrecklich verdrießlich aus. Der Wirth sagte: „Wenn die Herrschaft fürlieb nehmen will, so hab' ich in der obern Stube zwei Better."

Mittlerweile waren aus dem Haus ein Paar späte Biergäste herzugetreten. Der Knecht, der auf dem Heu schon einmal herumgeschlafen hatte, kam halb im Dussel heraus, dehnte sich, und gähnte, daß ihm die Kinnbacken wie welsche Nüss' knackten. In einigen Häusern öffneten sich nach und nach ein Paar Laden, um den ungewohnten Anblick einer Chaise zu genießen, und der Nachtwächter kam das Dorf herunter.

Hatte er wirklich noch nicht fertig „getütet", oder meinte er, den Fremden durch Ausübung dieser Funktion einen Begriff von seiner Stellung zu geben, er hob das

*) Nachte heißt Gestern, übernachte Vorgestern.

Horn; da fuhren die Pferde in die Höh', daß der Wagen einen Ruck bekam, und selbst der Herr des Wagens, der nicht furchtsam schien, fuhr zusammen, indem er noch einen Fluch mehr zu den übrigen gesellte.

Die Laterne des Nachtwächters und die des Wirths begannen einen edlen Wettstreit, welche es dem Stümpchen Licht am schwersten machen würde, ein Strählchen durch ihre Scheiben zu lassen. Die verschiedenen Gruppen um den Wagen her schienen sich nach und nach fest niedergelassen zu haben. Keins wußte was es wollte; Alles sah eben nur zu. — Da riß dem Herrn — das schien nicht selten zu geschehen — wieder der Geduldsfaden, und er sagte zum Wirth:

„Ist's gefällig, so zeigen Sie mir die Stuben, aber schaffen Sie ein Licht bei; den Glühwurm" — er wies auf die Laterne — „lassen Sie beim Wagen."

„Kätter, ein Licht! Hurtig, se wöllen a Licht!"

„Die Öllamp' is runnergebrannt."

„Ne, ne, e Gollicht."

„'Sis kans mi doa."

„Spring zur Nachbarn, die hat noch e Gollicht," schrie eine Stimme wie ein Zwirnsfaden gebieterisch zum Schenkenfenster heraus; es ließ sich vermuthen, daß dies die Herrin des Hotels sei.

Der Herr verging fast, und der Postillon bekam zwischendurch einige herzliche Worte mehr zu hören. Da kam das Licht; es stack in einer großen Kartoffel.

Jetzt, wo sich der Herr anschickte, dem voranleuchtenden Wirth zur Besichtigung des Schlafgemachs in das Haus

zu folgen, machte sich zum ersten Mal eine andere Stimme aus dem Innern des Wagens bemerklich.

„Soll ich aussteigen, Theodor?“ sprach eine sanfte Frauenstimme.

„Nein,“ erwiderte Jener mit ganz verändertem Ton, der weich und zärtlich klang, „warte, bis ich wieder komme,“ und er verschwand im Innern des Hauses, während alle Augen der Zuschauer sich neugierig bestrebten, einen Einblick in das Innere des Wagens zu gewinnen. Sie waren ihrem Ziel, etwas Anderes, als unbestimmte Formen zu erkennen, noch nicht näher gerückt, als ein Schimpfen, Toben und Poltern sondergleichen die ganze Aufmerksamkeit nach dem Haus zurück lenkte. — Der Wirth protestirte, die Zipfelmütze in der Hand, mit vieler Unterwürfigkeit, denn der Herr war so grob, daß er von der Berechtigung desselben vollkommen durchdrungen war.

„Es ist werzig wahr; mein Schwager hat nur drei Nächt' drin geschlafen, und ist a ganz renklicher*) Mann, und die Windeln, die uffgehängt sind, kann mer ja gleich fortschaff'n; die Paar junge Gänsle unter dem Kachelofen wärn Sie ja net incommodiren.“

Der Herr trat an den Wagen. „Es bleibt nichts anders übrig, Emilie, Du mußt die Fenster des Wagens schließen, Dich auf den Sitz ausstrecken, so gut es geht, und im Wagen bleiben; der Schwager mag seine Pferde füttern, und wenn der Tag graut, uns nach der Station fahren.“

---

*) Reinlicher.

Der Wirth begriff nicht, und es imponirte sichtlich Allen, daß ein Paar „junge Gänsle“ unter dem Ofen so was Schreckliches wären. Der Knecht fing an auszuschirren, als sich aus einem Dachfensterchen gegenüber noch eine Zipfelmütze herausbog und eine derbe Männerstimme sagte: „In der Pfarre is ja a Stüble.“

„Ja, ja, in der Pfarre,“ ertönte es, „in der Pfarre!“

Nach vielfachem Hin- und Herreden entschloß sich der Reisende, selbst in die Pfarre zu gehn, um ein Unterkommen für die Nacht zu erbitten, was um so wünschenswerther wurde, als einzelne Regentropfen und der sich erhebende Wind eine stürmische Nacht verkündeten. Da hieß es auf einmal: „Da kommt der Herr Pfarr selber!“ Die Mützen flogen herab. Das Dorf herunter kam ein Mann eiligst daher geschritten. „Guten Abend, Herr Pfarr, guten Abend! Sie kommen wie gerufen!“ begrüßten mehrere Stimmen den freundlichen Mann.

„Guten Abend, Wirth! Guten Abend, Stephan! Guten Abend, Christoph! seid Ihr noch wach?“ enthielt einen leisen Tadel, daß noch Gäste so spät im Wirthshaus wären.

Nun sich an den Herrn wendend, der ihm verbindlich entgegen trat, bot der freundliche Mann ihm sein Gaststübchen für die Nacht an. „Es ist klein und einfach, aber in Ermangelung eines Besseren ist es Ihnen doch vielleicht angenehm.“

Der Herr dankte mit Herzlichkeit, und der Postknecht wurde angewiesen, die Pferde schnell wieder anzuschirren, während der Pfarrer voraus eilte, sein Haus zu öffnen

und der Frau die Ankunft der unerwarteten Gäste zu verkünden.

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen vor der gastlichen Thüre. Die Zuschauer von dem Wirthshaus her, um noch etliche vermehrt, umstanden ihn auch hier. Der Pfarrer und die Frau suchten der bis jetzt unsichtbaren Bewohnerin des Wagens herauszuhelfen. Als das Licht einer hellen Laterne, welche die Magd hielt, auf ihr Gesicht fiel, gab ein Gemurmel der Theilnahme und des Beifalls sich zu erkennen. Ein bildschönes, aber todtbleiches Gesicht sah unter dem tiefschließenden Hut hervor. Ihr Gatte stand dicht am Schlag des Wagens, und ehe es ihr möglich war mit dem Fuß den Tritt zu berühren, hatte sein kräftiger Arm sie umschlungen und hob die zarte Gestalt heraus, sie wie ein Kind die Stufen hinantragend, welche zur Hausthüre führten.

Die Pfarrerin ergriff schnell ein Licht, und bat, daß man ihr in die Wohnstube folgen möge, bis das Stübchen und die Betten gerichtet wären.

Hier legte der Mann seine Last mit Sorgfalt auf das Sopha nieder, und ein Blick der unendlichsten Liebe dankte ihm dafür.

Erst jetzt in dem behaglichen, erhellten Zimmer warf der Fremde einen genaueren Blick auf seinen Wirth, dieser auf ihn; ein Lächeln der Überraschung flog über Beider Züge; im nächsten Augenblick erklang es: „Theodor! — Anton!“ und die beiden Männer lagen sich in den Armen.

In der Thüre, das Licht in der Hand, und ein weißes Tischtuch über dem Arm, steht die Pfarrfrau mit strahlendem

Gesicht, und auf dem Sopha halb aufgerichtet, mit einer leichten Röthe auf den zarten Wangen, lehnt die Fremde. Ihnen hat die Nennung beider Namen den Schlüssel zu der räthselhaften Erkennungsscene gegeben, und als die Hausfrau sich eiligst ihrer Bürde entledigte hatte, breiteten sich ihr auch schon die Arme der Fremden entgegen.

Die beiden Männer waren Jugend- und Universitätsfreunde gewesen; der Pfarrer Sohn des Beamten in demselben Ort, wo der Fremde Sohn des Gutsherrn war. Innige Bande, jugendliche Träume und Hoffnungen hatten sie verbrüdert; sie glaubten sicher für das Leben. Mit der Ueberzeugung waren sie geschieden, und noch mehrere Jahre in Briefwechsel geblieben. Aber welche Bande hätte des Lebens alles lösende Feile nicht dünne gebracht? die Gewohnheit des alltäglichen Schlendrians nicht schon gelockert? Theodor und Anton hatten sich während acht Jahren vollkommen aus dem Gesicht verloren, so daß der Eine nicht einmal die Ahnung hatte, wo der Andre nur lebte. Und nun stehen sie einander gegenüber; wodurch? nennt es Zufall! es ist ja nur die Ungeschicklichkeit eines Postknechts, vielleicht sogar nur ein derber Fluch mehr, ja, es sind vielleicht nur ein Paar elende Gänschen unter dem Kachelofen einer elenden Dorfschenke Schuld daran, daß die Beiden, welche sich einst für das Leben verbunden glaubten, jetzt nicht für's Leben — getrennt bleiben.

Der erste Rausch der Freude war vorüber, und die Pfarrfrau, eine nette, flinke Brünette von ungefähr dreißig Jahren, machte Anstalt, den Gästen einen Imbiß darzureichen. Ein dampfender Theekessel, kaltes Fleisch, Eier,

frische Butter luden angenehm dazu ein. — Emiliens Kräfte schienen durch die freudige Aufregung sichtlich gehoben, und die wohlthätige Stärkung des Magens erhöhte noch mehr die kräftigere Stimmung, die mehr durch nervöse Abspannung, als wirkliche Krankheit gesunken zu sein schien. Theodor folgte mit strahlendem Blick jeder ihrer Bewegungen, und versicherte, sie so in langer Zeit nicht gesehn zu haben. Es war nicht klug von ihm, daran zu erinnern, denn über den freudigen Strahl, welcher ihre Züge belebte, legte sich wieder der Schleier des Trübsinns, der vorher ihre schönen Augen verdunkelte, und nur die Liebe zu ihrem Gatten bezwang diese Regung nach einiger Zeit.

Theodor erinnerte daran, daß Emilie der Ruhe bedürfe, und mit Hülfe der Pfarrfrau, welche wir Susette nennen wollen, befand sie sich bald in dem behaglichen Gaststübchen und dem trefflichen Bette wohlversorgt. Die beiden Jugendfreunde trieb es aber, noch eine Stunde zu plaudern; das Studirzimmerchen Antons war dazu das passendste Winkelchen des Hauses.

Der Hausherr war ein feiner Menschenkenner, und es bedurfte nicht einer Stunde, während welcher er seine Gäste beobachten konnte, um ihm zu entdecken, daß ein Trauerflor über ihrem Leben ausgebreitet sei, durch den die Lebensfreude nur in gebrochenen Strahlen einzudringen vermochte.

Die Beiden hatten kaum das heimliche Stübchen betreten, als Anton, von früherer Zeit in die innersten Geheimnisse Theodors eingeweiht, diesem beide Hände

entgegenstreckte und sagte: „Emilie heißt Deine Gattin? nicht Hortensia?“

Ein tiefes Roth überzog das männliche Gesicht Theodors, als er lächelnd sagte: „Nicht Hortensia! Gott Lob, nicht Hortensia!“

„Erzähle; Du bist mir acht Jahre schuldig,“ fuhr der Pfarrherr fort.

Mit tiefem Seufzer setzte sich Theodor neben Anton in das Sopha zurecht und begann:

„Du weißt, welchen Schmerz es mir bereitete, als meine Jugendträume und Hoffnungen durch die Nachricht von Hortensia's Verlobung mit einem Male vernichtet wurden; Du weißt, daß der Ring, welchen sie mir bei unserer Trennung gegeben hatte, für mich ein unauflösliches Band festester Liebe und Treue geblieben war. Ihre Mutter war aber von jeher eine Intriguantin gewesen; sie war es eben so, um mich zu sich heranzuziehen, wie später, um den reichen, hochgestellten Mann an meine Stelle zu bringen. Hortensia hatte zu wenig geistige Kraft und treuen Willen, um der Mutter zu widerstehen, und die Heirath fand Statt.

Ich schrieb Dir, daß mein Onkel im Elsaß, bei dem ich Hortensia zuerst kennen gelernt hatte, mir das Gut vermachte, welches nur zwei Stunden von dem entfernt liegt, das Hortensia's Mutter bewohnte. Ich fühlte damals nicht die Kraft, dahin zu gehen, und wollte auch der Treulosen meinen Schmerz nicht zeigen; ich ging nach Paris, und obgleich Du von dort noch Briefe von mir erhieltest, so deutete ich Dir doch nur an, wie es dem

Leben, das mich dort in seinen Strudel nahm, gelang, die Jugendliebe mit Allem, was die Jugend edel und schön macht, aus meinem Herzen zu reißen. Meine Jugend war dahin, eine tiefe Verachtung gegen mich selbst bemächtigte sich meiner. — Auf dem Punkt, Paris zu verlassen, um auf meine Güter im nördlichen Deutschland zu gehen, erhielt ich die Nachricht, daß Hortensia's Gatte bereits seit sechs Monaten in Italien gestorben, und sie selbst mit ihrem Kinde auf der Rückreise in die Heimath begriffen sei.

Damals erhieltest Du meinen letzten Brief; Deine Antwort brachte mir die Nachricht Deiner Verlobung, und zugleich die Andeutung, daß Du nicht an der Möglichkeit zweifeltest, Hortensia und mich einmal noch vereinigt zu sehen, welche in mir keinen Wiederhall fand.

Ich verachtete die Menschen, ich haßte Hortensia, welche ich als die Ursache meines Untergangs betrachtete. Da kam mir die Nachricht, daß sie wieder zu ihrer Mutter zurückgekehrt sei, und eine dämonische Gewalt trieb mich, ihre Nähe aufzusuchen, sie zu sehen, sie zu strafen. Gedacht, gethan. Ich verließ Paris, um meinen Besitz, mein Erbtheil im Elsaß zu besuchen.

Nachdem ich sechs Wochen da war, machte ich meinen Besuch in der Nachbarschaft; keine Spur von Verlegenheit war in mir, obgleich Hortensia noch dieselbe an Schönheit und Reichthum geistiger Gaben war. — Die Frauen waren befangen, doch bald fand sich der ungebundene Ton, und bald war ich wieder der fast tägliche Gast im Hause. Ich sah, daß ich nicht nur nicht vergessen, ich sah, daß ich wieder, daß ich noch geliebt war.

Welchem Mann schmeichelt das nicht? Es schmeichelte auch mir, aber mein Herz blieb kalt; nicht nur weil meine Eitelkeit befriedigt, nicht nur weil ich mein besseres Selbst, meine Gluth jugendlicher Hingebung in Gomorra in die Schanze geschlagen hatte, nein, weil ich Hortensia anders fand, wie meine Phantasie sie einst vergötterte.

Ja, auch sie war anders, auch sie war nicht mehr die reine, edle Gestalt, die meine geblendeten Augen sich wie eine Gottheit vorgestellt hatten. Im Leben mit einem gemeinen Alltagsmenschen war auch sie eine alltägliche Frau geworden. Die Liebe zu mir war nicht mehr die frühere; meine Gleichgültigkeit brachte sie zum Wahnsinn; keine Koketterie blieb unbenutzt, und ich blieb kalt.

Da erhielt ich eine Einladung von einem Jugendfreunde, ihn auf dem Gute seines Vaters, acht Stunden von dem meinigen, zu besuchen. Sein Vater und mein Oheim waren Freunde gewesen. Ich nahm es an. In dem Haus, wo ich anfuhr, sagte man mir, die Herrschaft sei im Garten; ich begab mich dahin. Schon von Weitem hörte ich Harfenklänge; ich nahte mich leise, um nicht zu stören, und gelangte bis an die Wand einer Rosenlaube, in welcher die Töne klangen. Ich blieb stehen; durch die Zweige hindurch konnte ich die Laube übersehen. Auf einem Sessel im Grund derselben saß eine Matrone, das Bild edler, gereifter Weiblichkeit; sie erinnerte mich an meine Mutter. Neben ihr stand ein alter Mann; die grauen Haare hingen ihm fast bis auf die Schulter herab; der Bart umstand ein ernstes, bleiches Gesicht, nicht bestrahlt durch die Sterne der Augen, denn sie waren todt.

Auf der andern Seite saß mein Freund, neben ihm seine Gattin, eine muntere, frische Brünette.

In der Mitte zwischen beiden Gruppen, — wie soll ich Dir es beschreiben? — saß, die Harfe im Arm, ein Engel. Blonde Locken umflatterten das Engelsgesicht. Augen, blau wie der Himmel, blickten zu einem Kinde nieder, das zu ihren Füßen spielte. Anton! das war meine Emilie!

Ich stand noch wenigstens eine Minute; ich wäre noch lange so gestanden im Anblick dieser himmlischen Gestalt, wenn nicht Leute vom Haus her sich genaht hätten; da trat ich hervor. Mein Empfang war der freudigste und beste; ich fühlte mich bald wie zu Haus, und meine Liebe zu Emilie, die wie ein zündender Strahl in mein Herz gesunken war, schien alle edlen Neigungen meiner Seele wieder wach zu rufen. Nach einer Woche bereits wußte ich, daß ich es wagen durfte, mein Geschick ihren Händen anzuvertrauen.

Ich war erhört und der glücklichste Mensch unter Gottes blauem Himmel, doch verlangte die Familie noch wenigstens drei Monate Verschwiegenheit über unser Verhältniß, und ich benutzte diese Zeit, um auch bei mir zu ordnen. Ich ging nach Habenweyer zurück.

Nach vierzehn Tagen erhielt ich eine Einladung von Hortensia's Mutter; ich begab mich dahin. Äußerlich schien Alles unverändert, aber ich sah, daß beide Frauen sich schwer zu bekämpfen hatten. Am Tisch war ich eben im Begriff, mir ein Glas rothen Wein einzuschenken, als die Hand eines Dieners, scheinbar um mich der Mühe zu

überheben, rasch nach der Flasche griff und sie umwarf. Der rothe Strom des Weins ergoß sich über die ganze Tafel, im Augenblick, wo Hortensia einen Schrei ausstieß und ohnmächtig zurücksank. Zu gleicher Zeit flüsterte mir eine Stimme in's Ohr: „Trinken Sie weißen Wein."

Hortensia wurde in ihr Zimmer gebracht, und nachdem ich gehört, daß sie sich erholt habe und öfters solchen Anfällen unterworfen sei, verließ ich den mir unheimlichen Aufenthalt.

Es mochten drei Tage vorüber sein; ich saß in meinem Arbeitszimmer, und es zog ein schweres Gewitter auf; einzelne starke Tropfen und mächtige Windstöße verkündeten eine schwere Stunde, als der Meyer meines Hofs mir meldete, daß eine sehr große Zigeunerbande dringend um Obdach bitte. Der Mann war ängstlich und rieth ab; ich bewilligte aber, ihnen rasch eine Scheune zu öffnen.

Das Gewitter entlud sich furchtbar, die Nacht senkte sich, ohne daß es nachließ, und der Hauptmann der Bande kam nochmals mit der dringenden Bitte, ihnen das Obdach auch für die Nacht zu gewähren. Dießmal hatte ich einen wahren Kampf mit allen meinen Leuten zu bestehen, ich blieb aber Sieger, und die Zigeuner in der Scheune.

Der nächste Morgen brachte den herrlichsten Tag; die Luft war erfrischt und gereinigt; ich stand am Fenster und lauschte dem Schmettern der Vögel, das aus dem Garten zu mir drang. Ich dachte an meine Emilie, ich zog eine Parallele zwischen den beiden Frauengestalten, die meine Seele beherrscht hatten, und fühlte, daß sich durch die Erscheinung Emiliens wieder ein Segen auf meinen Lebens-

weg gesenkt hatte; da öffnete sich die Thüre hinter mir; ich würde es nicht bemerkt haben, wenn nicht der Luftzug mich gemahnt hätte.

Eine Zigeunerin, eine große, schöne Frau betrat das Zimmer; sie schritt ernst auf mich zu und sagte: „Herr, wir sind dankbar; der Dank durch die That ist aber mehr, als durch das Wort; ich bring' die That."

Hierauf zog sie einen langen Faden hervor, maß mich damit vom Scheitel bis zum Fuß, und legte den Faden so oft zusammen, bis sie ein fingerlanges Päckchen zwischen den Händen hatte; das hielt sie mir hin, ebenso eine Scheere, und sagte: „Schneide!"

Ich nahm unbedenklich die Scheere, und mit einem Schnitt waren alle Fäden durch. Die Frau sah mich mit schwarzen, durchdringenden Augen fest an, und sagte: „Du hast einen Lebensfaden durchschnitten." Ich fuhr unwillkürlich zusammen, und es schlug elf Uhr.

Die Frau lächelte wie verächtlich und sagte: „Dieser, oder der Deine. Du erinnerst Dich des rothen Weines, der über die Tafel floß; es war ein Filtre, aber einer der gefährlichsten Art; es galt Liebe oder Tod; Du wurdest bewahrt. Übermorgen um die Mittagsstunde begieb Dich im Eichenwald dahin, wo Du Birschen gehst, und warte auf dem Kreuzweg."

Sie verließ mich, und ich hatte mich noch kaum besonnen, was eigentlich mit mir geschehen war, als auch der Hauptmann erschien, mir zu danken, und zu wiederholen, daß sie mir auf keine andere Art das Leben hätten erhalten können. — Ein Brief Emiliens ließ mich ver-

gessen, was der Augenblick gebracht hatte, und erst als der dritte Tag anbrach, fiel mir mein Versprechen ein. Ich ging in den Wald und erreichte den bezeichneten Platz um die Mittagsstunde.

Am Fuße des Berges, auf dem ich stand, liegt der Ort, wo Hortensia lebte. Ich hörte Glockengeläute; zugleich erstieg ein Mann den Berg und ging an mir vorüber.

„Was bedeutet das Geläute, lieber Mann?“

„Es wird da unten eine Frau begraben.“

„Wie heißt sie?“ fragte ich mit bebender Stimme.

„Frau Hortensia.“

Ich hörte kaum mehr das Läuten, und doch stieß ich noch die Worte heraus: „Wann starb sie?“

„Vorgestern um die elfte Stunde urplötzlich.“

Ich weiß nicht, wie ich in meine Wohnung kam, ein Fieberschauer hatte mich gefaßt. Erst nach mehreren Tagen verließ ich das Bett, und erfuhr nun, daß sich in der Nachbarschaft viel zugetragen. Gleich nach Hortensia's Tod hatten sich Gerichtsdiener eingestellt, denn ein vollkommener Konkurs der Familie kam zu Tage; Hortensia's Mutter war dabei gravirt; sie hatte sich aber sammt dem Kinde der Gefahr mit dem Wenigen, was sie sichern konnte, durch die Flucht entzogen.

Meines Bleibens war nicht mehr; ich verließ Habenweyer, so bald es mir nur möglich war, und eilte zu meiner Emilie. Alle Skrupel, jede Sorge, ja selbst die Erinnerung der dunklen Stunden entschwanden mir, so wie ich in dem lichthellen Kreis meines Engels athmete.

Nach einem Jahr war Emilie mein Weib; dieß Wort ist der Inbegriff für alles Beseligende, was die Erde bieten kann. Ich zog mit ihr nach Deutschland, und mein Glück blieb drei Jahre ungetrübt.

Ich hatte Emilie bis auf die kleinste Andeutung jene dunkle Episode in meinem Leben verschwiegen; nie konnte ich der reinen Lichtgestalt solche Gestalten der Nacht zeigen. Da erschien eines Tages vor unserem Landhaus eine Bettlerin. Sie war zudringlich, und meine Leute wiesen sie fort; im Augenblick, wo sie den Hof verließ, trat ich mit Emilie an das Fenster. Das Weib erblickte mich noch, und eine Fluth von Schmähungen richtete sich gegen mich; zuletzt rief sie Emilien zu: „Ja, ja, wenn man Lebensfäden zerschneidet, da kriegt man eine andre Braut; fragt nur den Herrn.“ Mit teuflischem Gelächter entfloh sie.

Ich hatte die Frau erkannt, und fühlte, wie eine tödtliche Blässe sich auf mein Gesicht legte; es war mir wie ein Gespenst erschienen. Emilie sah mich erschrocken an, sie erkannte eine Seelenqual in mir, und nun war keine Hülfe mehr, ich erzählte ihr Alles.

Seit jenem unglückseligen Augenblick ist der Friede aus der Seele dieses Engels geflohen; sie sieht eine schwere Blutschuld auf meinem Haupt; ruhelos sucht sie umher und will wenigstens Hortensia's Kind auffinden, an dem sie den Tod der Mutter sühnen will. Jetzt eben kommen wir aus dem Elsaß; wir haben in dem Wohnorte Hortensia's Nachforschungen angestellt, Alles vergebens. — Emiliens Gesundheit körperlich und geistig unterliegt!“

Der Pfarrherr sah den Freund wehmüthig an und sagte: „Das ist eine traurige Geschichte, denn solche Gewissenskrankheiten sind am schwersten zu heilen.“

Es klopfte an der Thüre, und ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren in bäuerischer Tracht, aber höchst zierlich gekleidet, trat ein, und meldete, der Postknecht wolle den Herrn fragen, ob er wohl zurück nach der Station reiten könne.

Der Pfarrherr sagte: „Bleib' morgen hier, Theodor; Emilie ruht aus, und wir plaudern noch einen Tag lang.“

Theodor war gern bereit; er trat herzu, um ein Trinkgeld für den Postknecht herauszunehmen. „Ich muß ihm ein doppeltes geben,“ sagte er lächelnd, „denn ich glaube, ich habe ihn sehr schlecht behandelt; die Angst um Emilie brachte mich aber fast zur Raserei.“

Das junge Mädchen kicherte und sagte: „Ja, ja, der Postillon sagte, so einen Schlimmen möge er nicht mehr fahren.“

Die beiden Männer lachten, und Theodor, auf das Kind zutretend, sprach: „Hier, liebes Kind, geben Sie ihm diesen Speciesthaler, und sagen Sie ihm, ich ließe ihn um Verzeihung bitten.“

Zwei große, dunkle Augen, mit schmalen dunklen Bogen darüber her, richteten sich bei diesen Worten auf Theodor. In dem Augenblick fiel das ganze Licht der Kerze in das Kindergesicht, und Theodor, von einem jähen Schreck erfaßt, taumelte zurück.

„Hortensia!“ entfuhr es den bebenden Lippen.

„So heiß' ich! Hortense nennt mich die Großmama!“

Theodor war keines Wortes mächtig; der Pfarrherr aber nahm die Kleine an der Hand und sagte: „Geh', liebes Kind, bringe dem Postknecht sein Trinkgeld."

Hortense hatte kaum das Zimmer verlassen, als er auf Theodor zustürzte und ihn in die Arme schloß.

„Theodor, hier, hier ist Hortensia's Kind! hier wird gesühnt werden, was Dein Leben belastet."

Sprachlos setzte Theodor sich nieder in das kleine Kanapee, Anton neben ihn, und berichtete, daß schon seit mehreren Jahren Hortensia's Mutter hier eine Zuflucht gefunden, und unter dem Namen „Frau Müller" mit dem Kinde hier lebe.

In einem Hinterstübchen seines eignen Hauses, unterstützt von ihm, fand sie ein kärgliches Brod. Seit drei Jahren sei sie, fast ganz gelähmt, auf Unterstützung angewiesen. — Anton hatte ein trübes Geschick geahnt, und sie nie gedrängt, ihm ihren Namen zu sagen; ihre Papiere waren aber in seinen Händen für den Fall ihres Todes. Bei Theodors Erzählung war bereits die Ahnung und fast die Gewißheit in ihm aufgestiegen, wen er unter seinem Dache beherberge, jetzt war kein Zweifel mehr.

Der Tag sah bereits wieder durch die Fenster in das stille Stübchen, und die Freunde saßen noch beisammen; aber es verlangte Beide nach ein Paar Stunden Schlafes, diesem Besänftiger der tobenden Wellen im Meere der menschlichen Brust. Leise schlichen sie mit dankerfülltem Herzen ihren Lagern zu.

Am Morgen, noch ehe Emilie erwachte, waren Beide wieder beisammen; die kleine, muntere Pfarrfrau saß mit

ihnen am Frühstückstisch und vernahm mit Staunen, welche Entdeckung die Nacht gebracht hatte.

Der Pfarrherr begab sich hierauf zur Frau Müller, und nach kurzer Unterredung begleitete er Theodor dahin. Er fand ein vom Unglück tief gebeugtes Weib; aber Reue und Ergebung hatten Besitz ergriffen von dem stolzen, weltlichen Gemüth, und die Erscheinung des einst Verhaßten war ein Bote des Friedens für sie.

Theodor wurde über das räthselhafte Ende Hortensia's beruhigt. Kein eigenmächtiger Uebergriff konnte bei ihrem Ende mitgewirkt haben, sondern der Schreck im Augenblick, wo der Wein über die Tafel floß, das Entsetzen des bereits fast zum Wahnsinn aufgereizten Nervensystems hatten Hortensia getödtet. Sie wurde von wilden Phantasien ergriffen, in welchen sie glaubte Blutströme zu erblicken.

Man verschwieg diesen Zustand, um nicht auf die eigne Schuld aufmerksam zu machen, daher kam es, daß die äußere Umgebung die Gefahr und den Tod im gleichen Moment erfuhr. Die Zigeuner hatten aber wahrscheinlich die Kunde früher davon; sie, die auf das Spioniren angewiesen sind, knüpfen überall Fäden, um das Geflecht der Täuschungen zu verdichten, mit welchem sie die abergläubische Menge, und nur zu oft auch die Gebildeten blenden.

Emilie war erwacht; an ihrem Bette stand Theodor. Sein Auge strahlte, als er ihr sagte: „Emilie, hier sollen wir den Frieden finden, dem wir so lange vergeblich nachjagten!" Und nun floß es von seinen Lippen in ihr bebendes Herz gleich linderndem Balsam.

Am Bette der Frau Müller saß nach einer Stunde auch Emilie. Die bleichen Wangen waren geröthet, die matten Augen strahlten von Beseligung. Das Glück hatte sein Füllhorn über sie ausgeleert.

Frau Müllers Lebenskraft schien nur noch für diesen Moment der Sühne aufgespart gewesen zu sein; wenige Tage später entschlief sie, versöhnt mit ihrem Gott und Allen, die ihr Lager umstanden.

Hortense war von da an Theodors und Emiliens Kind.

Als nach vierzehntägigem Aufenthalt im Pfarrhaus die Glücklichen das stille Dorf und das gastliche Dach verließen, stand das ganze Dorf um den Wagen; es war Ein Schluchzen und Winken, und Jedes wußte zu sagen von den guten Leuten; man wußte nicht, wer besser war, der Mann, der erst so schimpfte, oder die schöne, glückliche Frau, die erst aussah, als müsse sie bei ihnen begraben werden.

Gedruckt im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

Schorn, Henriette <<von>>,

Ländliche Skizzen aus Franken

Weimar 1854